24/1985 PREIS 0,80 M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Die glückliche 13

Garri Kasparow – jüngster Weltmeister der Schachgeschichte

Wenn Fische plaudern

Wissenschaftler entschlüsseln die Geheimnisse des Meeres

Lebens-linien

Porträt eines Kommunisten aus dem EAW Treptow

Porträt
Ein Kommunist aus den EAW Treptow **Seite 4**

Erfindung
Auf Schlauchreifen durch die Arktis **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Literatur
Die Tagebücher des Konstantin Simonow **Seite 16**

Polemik
Der gelbe Regen **Seite 20**

Im Leserauftrag
Die Kaskade am Wachsch **Seite 22**

mobile
Vorsicht, Herbst! **Seite 24**

Memoiren
Der Architekt Professor Gerhard Kosel erinnert sich **Seite 26**

Schriftsteller zu Fragen der Zeit (2)
Hermann Kant: Das Wunder, das Frieden heißt **Seite 28**

Malerei
Chinesische Tuschzeichnungen **Seite 30**

Das Gesicht
Alexander Lang **Seite 32**

Erzählung
Ludmila Freiová: „Er hieß Wuschel“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
Der Zauberer der Smaragdenstadt **Seite 40**

Märchenkalender (3)
Nicht jeder Stolz schmückt den Menschen **Seite 42**

Naturschutz
Rotbuch der UdSSR – zweite Ausgabe **Seite 43**

Leserforum **Seite 44**

Sport
Der jüngste Weltmeister in der Schachgeschichte: Garri Kasparow **Seite 46**

Restaurierung
Rubljow – Fresken freigelegt **Seite 50**

Ozeanologie
Stimmen aus dem Meer **Seite 52**

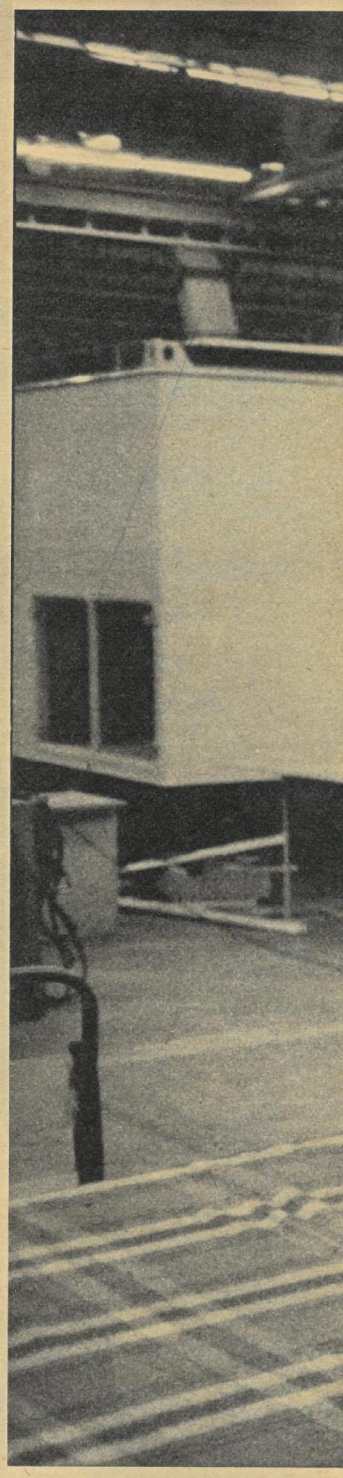
Titelfoto:
Detlef Christel fotografierte Detlef Schwenk aus den EAW Treptow

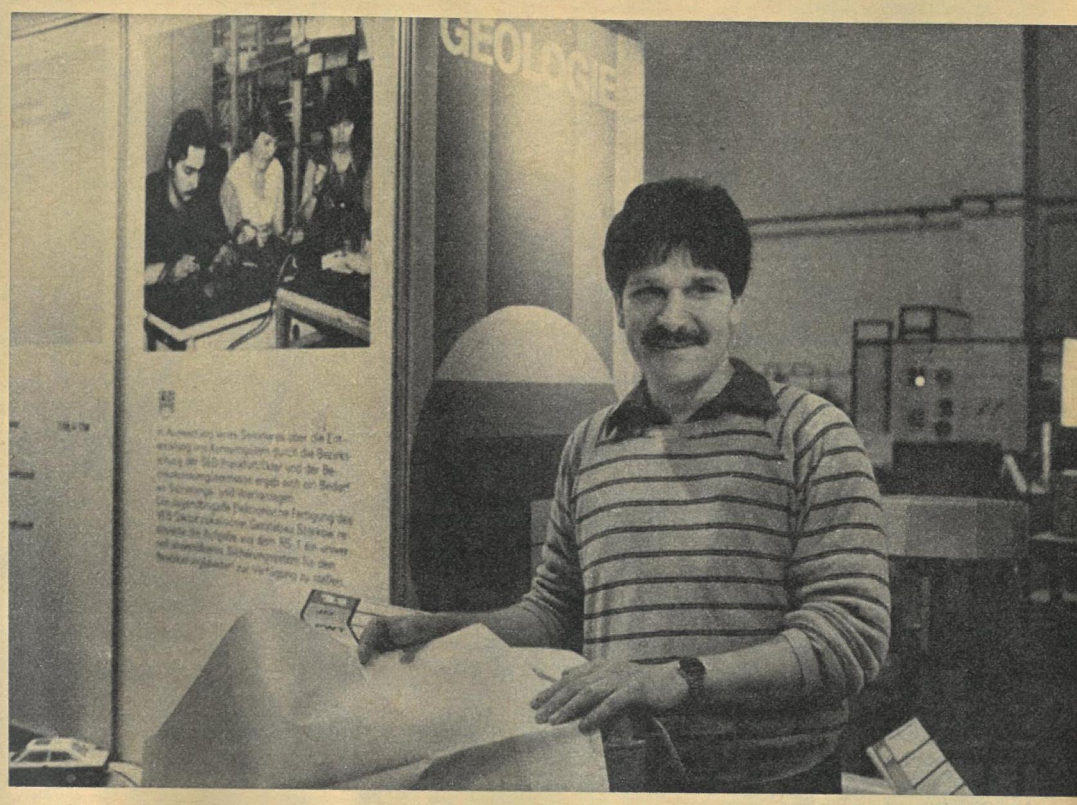
Redaktionsschluß für dieses Heft: **18. 11. 1985**

Patente und Talente – 4750 Exponate repräsentieren in Leipzig den MMM-Jahrgang 1985. Mehr als 1100 davon bestimmen auf ihrem Gebiet den wissenschaftlich-technischen Vorlauf. Ergebnis des Schöpfertums von mehr als 45 000 jungen Arbeitern, Ingenieuren, Studenten und Wissenschaftlern. Ihre Wortmeldung zum XI. Parteitag der SED. Der erarbeitete volkswirtschaftliche Nutzen: rund 560 Millionen Mark.

Die Sache mit dem KAMAS-Koffer

Wir suchten ihn auf der 28. ZMMM in Leipzig vergeblich. Er hatte nur zur Eröffnung im Konsultationspunkt „FDJ und sozialistische ökonomische Integration“ Zwischenstation gemacht und reist inzwischen längst, gut verpackt, seinem Einsatzort irgendwo hinter Saratow in der Sowjetunion entgegen. Ein Messeexponat also, das nicht nur schöpferische Phantasie der Jugend verkörpert, sondern das ganz zielgerichtet im Auftrag der Sowjetunion entwickelt und gebaut wurde: von einer Jugendbrigade aus dem Ratio-Mittelbau des Kombinates Geophysik in Leipzig. Da es sich bei dem Auftrag aber um kein Einzelstück handelte, sondern um ein Dutzend solcher „Koffer“, die immerhin je ein Ausmaß von 5,50 m mal 2,50 m mal 2,60 m haben, kamen wir gerade noch zurecht, um im Leipziger Betrieb die Endmontage der letzten zwei Seismik-Kabinen dieser Serie zu erleben. Ihr Name deutet es schon an, es sind klimatisierte Meßkabinen, die auf geländegängige KAMAS-LKW montiert, zur Ausstattung geologischer Erkundungstrupps gehören, die den verborgenen Naturschätzen in den Weiten der UdSSR auf der Spur sind. Einer aus dem Leipziger Jugendkollektiv, der lange Matthias Bloß, 29 Jahre, Dipl.-Ingenieur (im oberen Foto links), seit einem halben Jahr erst als Technologe mit dabei, erklärt uns etwas näher Funktion und Bedeutung dieser grauen Kisten: „In diesem klimatisierten Arbeitsraum installieren die sowjetischen Geologen hochempfindliche elektronische Registriergeräte, die die verschiedensten Meßdaten ihrer Suchbohrungen und -sprengungen erfassen und verarbeiten. Die Geologen können sich dabei den Einsatzort nicht aussuchen, ob in tropischer oder arktischer Zone gelegen. Also muß unsere Kabine sowohl bei plus 40 Grad als auch bei minus 40 Grad gleichbleibende Innentemperaturen garantieren – mit Hilfe von Pur-ausgeschäumten Wänden und Decken, von Klimaanlagen, Diesel- und elektrischen Heizgeräten.“ Außerdem führen Erkundungsfahrten meist über Stock und Stein und nicht über Asphaltstraßen. Die Konstrukteure mußten das von vornherein einkalkulieren. Sie haben's. Der gründliche Geländetest quer durch die DDR hat's bewiesen, das Urteil des sowjetischen Kunden und Partners bestätigt. Fahrzeugschlosser Steffen Harzbecker, 23 Jahre (oben, rechts), fühlte sich wie die anderen der Jugendbrigade durch den verantwortungsvollen Auftrag aus dem Plan Wissenschaft und Technik persönlich herausgefordert. „Natürlich hatten wir tatkräftige Unterstützung durch erfahrene Kollegen und die Leitung, aber solch einen Koffer vorher





auch noch nie gebaut. Viel zum Knobeln. Vor allem die erstmalige Arbeit mit plastbeschichtetem Stahlblech für die Außenhaut machte uns ganz schön zu schaffen. Und dann der Termin, nicht mal ein Jahr. Manch einer im Betrieb glaubte nicht daran. Und manche Sonderschicht mußten wir auch drauflegen. Das Ergebnis aber spricht für sich: ein wichtiger Exportauftrag für die Freunde in Ehren erfüllt. Jeder von uns ist dabei ein bißchen gewachsen und alle zusammen." Zwei des Kollektivs haben inzwischen ein Fernstudium aufgenommen. „Damit das nächste Jugendobjekt noch besser flutscht", sagt uns Kfz-Schlosser Matthias Berger (siehe Foto links). Am Messestand des Bereiches Geologie wird der Nutzen dieses erfüllten Projektes in Mark exakt ausgewiesen: 1 512 000. Nutznießer davon sind alle Beteiligten.

Der Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische-Freundschaft zeichnete das Leipziger Jugendkollektiv mit der Ehrennadel in Gold aus. Außerdem übergab der Vizepräsident der Freundschaftsgesellschaft Heinz Kuhrig weiteren Jugendforscherkollektiven und Jugendbrigaden Ehrennadeln und Ehrenpreise.

Wolfgang Scheel (Text)
Detlef Christel (Fotos)

LEBENSLINIEN
Porträts zum XI. Parteitag der SED

Das rechte Maß, die Welt zu messen

**Macht bloß keinen Helden aus mir, sagt Schwenk.
Warum sollten wir? Detlef Schwenk, geboren 1944 in Eggersdorf bei Strausberg, ist Meister in den Elektro-Apparate-Werken Berlin-Treptow. Außerdem mit seinen 41 Jahren schon Großvater. Beides mit Leib und Seele. Zum zweiten Mal verheiratet. Bewohner eines Neubaublocks im Nordosten Berlins.**

**Trabantfahrer. Einer von uns, einer wie wir alle.
Aus der Kaderakte allerdings schaut einer heraus, der geradewegs aus dem sozialistischen Himmel gefallen ist. Das Muster eines Vorbilds. Aber Schwenk will den Helden nicht spielen. Man hat ihm die Rolle mehr als einmal angeboten. Schwenk hat abgelehnt. Liest sich gut, die Kaderakte, sagt Schwenk. Ich weiß. Lief aber nicht alles so glatt.**

Ein Beitrag von Jürgen Jessel (Text) und Detlef Christel (Fotos)

Das rechte Maß, die Welt zu messen

Mit drei Jahren weiß er, was Hunger ist. Als er sechs ist, ballert er mit einer gefundenen Maschinenpistole im Wald herum. Wo ist Mama? Im Himmel. Auf dem Friedhof. Jedenfalls nicht da. Vater ist auch nicht da, Vater hat Dienst. Wächst wild auf, der Junge, in der Verwandtschaft herumgereicht, bis er mit acht Jahren eine Stiefmutter bekommt, eine gute Mutter, an der er heute noch hängt. In der wilden Zeit streunt er mit Gleichaltrigen auf dem nahen Flugplatz umher. Da sind die Russen. Mit denen kann man reden, auch wenn man sie kaum versteht. Und mittags schlemmen die Kinder im russischen Schlaraffenland. Kascha macht satt und obendrein immun gegen das böse, dumme Gerede der alten Klatschweiber.

Es war eine Zeit, sagt Schwenk, in der man die Welt mit dem Magen gemessen hat.

Eine weit verbreitete Art, die Welt zu messen. Der Mensch, hat Friedrich Engels am Grab von Marx gesagt, muß sich sattessen können, bevor er sich mit Philosophie beschäftigt. Aber es gibt nach 1945 in Eggersdorf und Umgebung auch Menschen, die manchen Tag mit leerem Magen herumlaufen und doch ein anderes Maß für die Welt besitzen. Schwenks Vater ist so einer. Alter Kommunist, gelernter Schiffsbauer, bald nach dem Krieg Volkspolizist, später Lehrer.

Ein Kommunist, sagt Schwenk, war für mich immer etwas Besonderes, etwas Seltenes, etwas Großes. Wir lebten in ärmlichen Verhältnissen, Vater war unser Dorfpolizist, aber ich habe ihn bewundert.

Vater malt die lichte Zukunft an die Wand, Sohn lauscht mit leuchtenden Augen? Ach, nicht doch.

Kommt einer mit seinen Problemen zu mir, sagt Schwenk, und ich habe keine Zeit, sag ich: Ich komme auf dich zu. Manchmal vergehen zwei, drei Tage. Wenn einer mich noch nicht kennt, denkt er: Hat der Alte längst vergessen. Hab ich aber nicht. So was vergesse ich nicht.

Auch der Sohn des Kommunisten Schwenk erliegt der Verlockung und wechselt gelegentlich hinüber, sagen wir, auf die andere Seite der Spree. Von Grenze kann noch keine Rede sein. Hockt in Neukölln oder Kreuzberg in Flohkinos und bestaunt die Hollywood-Flimmerwelt, die zum Kurs von 1:1 zu besichtigen ist. Und als er seine zehn Klassen hinter sich hat, meldet der Kinogänger dem Vater: Ich gehe in den Westen arbeiten. Das war damals möglich, viele taten es, die sogenannten Grenzgänger, und Schwenk junior wollte auch einer werden. Junge, sagte der Vater, wenn du mir das antust. Lamentierte aber nicht lange, sondern stürzte los und verschaffte dem Sohn die ersehnte Lehrstelle als Kfz-Schlosser.

Vater hatte seine Eigenarten, sagt Schwenk. Aber er hat mich nie geschlagen, nie gedemütigt, und er hat mich auf den Weg gebracht. Mit der Lehrzeit waren die Fähnchen für mein Leben gesteckt.

Schwenk macht sich auf die Suche nach einem anderen Maß, die Welt zu messen.

Zufälle und Entschlüsse

Manchmal hilft der Zufall nach. Schlosserlehrling Schwenk repariert Armeefahrzeuge und kommt mit den Fahrern ins Gespräch. Ich zur Armee? Muß ich meine Freundin fragen. Fragt also die Freundin und stellt seine Bedingungen, das war damals möglich: Zwei Jahre, aber nur in Strausberg und nur in einer Kfz-Einheit. Schade, sagt das Wehrkreiskommando, da haben wir zur Zeit keine Planstelle frei. Fragen Sie mal wieder nach.

Dann kommt die Wehrpflicht. Schwenk ist bereit, mehr als seine Pflicht zu tun, unterschreibt für drei Jahre. Wird gefragt: Gehst du zur Grenze nach Berlin? Schwenk geht zur Grenze und macht Dienst auch an heiligen Feiertagen, wenn sie drüben Kinder an die Grenze schicken, die in aller Unschuld die rührenden, alten Lieder singen. Da braucht es Leute, sagt Schwenk, die nicht zu heulen anfangen, wenn sie ein paar brennende Kerzen sehen. Schafft nicht jeder. Schwenk schafft es. Der Parteisekretär fragt: Willst du nicht zu uns kommen? Schwenk hält eine stolze Antwort parat: Ob und wann ich komme, bestimme ich. Der Parteisekretär fragt kein zweites Mal. Nach einem halben Jahr steht Schwenk im Parteibüro: Da bin ich. Ach, sagt der Parteisekretär, du wolltest doch nicht? Jetzt will Schwenk und läßt nicht locker, bis er seine Kandidatenkarte in der Tasche hat. Heute, achtzehn Jahre später, ist er Mitglied der Zentralen Parteileitung des EAW Berlin-Treptow.

Vater war stur, sagt Schwenk, und ich habe seinen Charakter geerbt. Manchmal nützlich, manchmal hinderlich.

Schwenk hat das rechte Maß, die Welt zu messen, gefunden. Wie geht er damit um?

Ich genieße die Ruhe, ich genieße den Krach

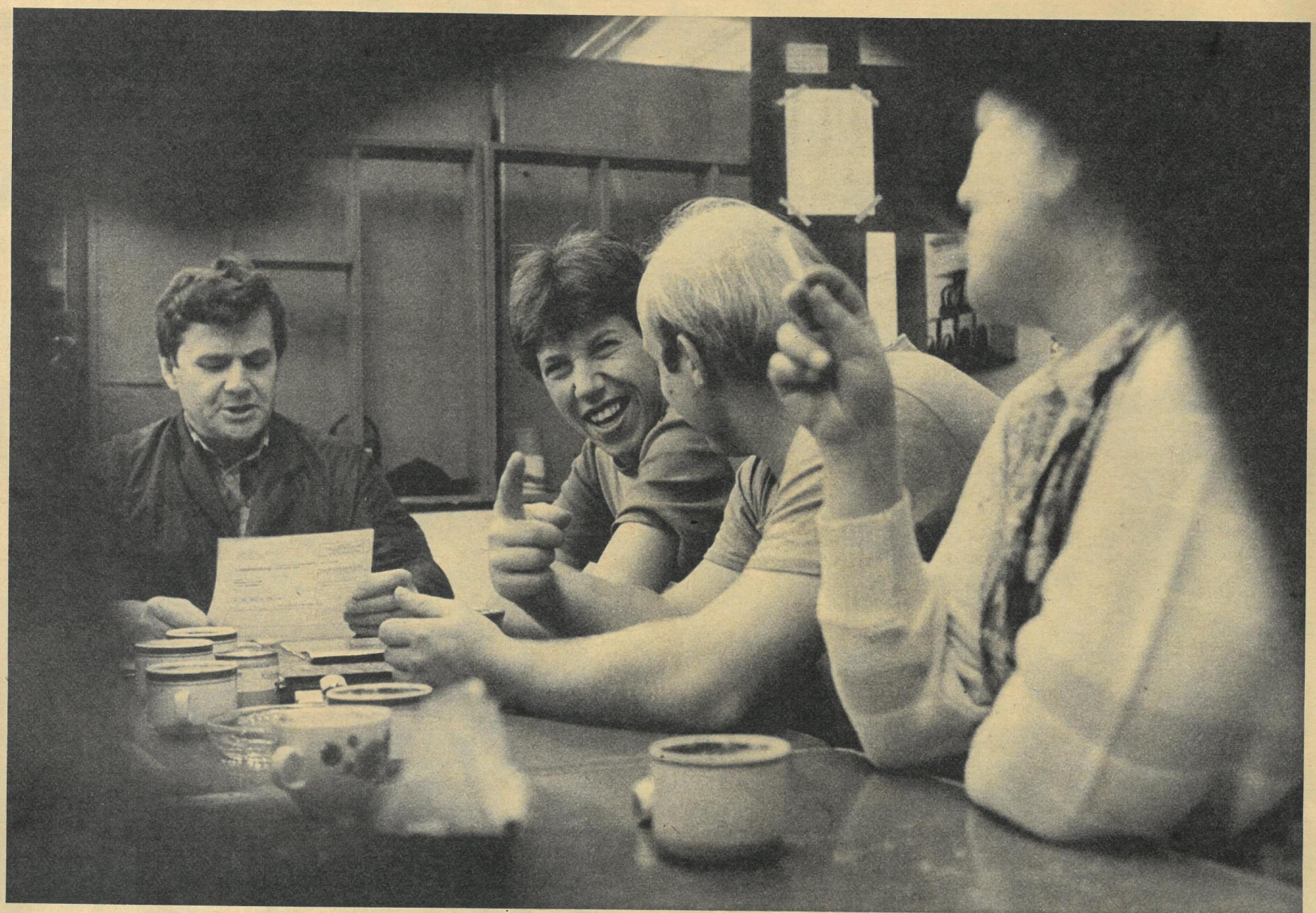
Der Meister, bei dem ich gelernt habe, sagt Schwenk, stammte noch aus der alten Schule. Er saß eine Stufe höher, die Stufe mußte sein, und paßte auf, daß morgens keiner zu spät kam und nachmittags keiner zu früh ging, daß keiner die Pausen überzog und daß keiner klaute. Natürlich hat er auch die Arbeit eingeteilt und abgenommen. Die Menschen und ihre Sorgen haben ihn nie interessiert. Was links oder rechts von ihm passierte, hat ihn nicht gekümmert.

Ich bin für alles verantwortlich, sagt der Meister Schwenk, für alles, was in meiner Halle geschieht oder nicht geschieht. Für die Menschen, für die Maschinen, für die Produktionsergebnisse, für die Qualität. Da gibt es kein Ausweichen. Ich kann nicht alles allein machen, aber ich kann die Verantwortung nicht anderen zuschieben. Planung, Materialversorgung, Abstimmung mit den Kooperationspartnern – ich kann nicht sagen: Sollen die mal machen. Wer die? Und ich? Die andern und ich.

Meine ersten Meisterjahre, könnte Schwenk sagen und allen möglichen Leuten einen gehörigen Schreck einjagen, habe ich im Knast verbracht. Könnte er sagen, wenn er Sinn hätte für diese Sorte Witzchen. Hat er aber nicht. Sagen wir es also korrekt: Schwenk war zehn Jahre als Einrichter, Meister und Ausbilder in einer Haftanstalt tätig. Dort hat er Strafgefangene ausgebildet, nicht nur junge Bur-

---

Dem ehemaligen Unterfeldwebel Schwenk kommt seine Erfahrung in der Kampfgruppe zugute. Seinen Dienst als Unterführer nimmt er so ernst, wie man ihn nur nehmen kann.



Das rechte Maß, die Welt zu messen

Ich brauche die Nähe der Arbeiter, sagt Schwenk. Das Gespräch, die Verständigung mit einem Blick. Mir fehlt etwas, wenn ich nicht jeden Tag ein paar Hände drücken kann.

schen, und mancher hat das Gefängnis mit einem Facharbeiterbrief in der Tasche, also gut gerüstet für den neuen Anfang, verlassen.

Im Strafvollzug, sagt Schwenk, das versteht jeder, gelten eigene Gesetze und Maßstäbe. Zwar muß der Meister immer ein Psychologe sein, drinnen wie draußen, aber schon im täglichen Umgang beginnen die Unterschiede. Kein Handschlag, kein Du, keine rübergereichte Zigarette. Wer sich nicht daran hält, bereut seine Vertraulichkeit bald. Ich war da eisern. Und ich habe manchen draußen wiedergetroffen, und alle haben mir die Hand gegeben.

Wer im Strafvollzug arbeitet, sagt Schwenk, muß sich absolut in der Gewalt haben. Ich wußte über jeden Bescheid, mit dem ich zu tun hatte, das gehörte zu meinen Pflichten. Und du bist ja kein Automat, also siehst du einen, der ein Kind überfahren hat, weil er am Lenkrad eine Sekunde unaufmerksam war, doch mit anderen Augen an, als einen Triebtäter, der mit einem Messer auf ein Kind losgegangen ist. Aber sie hatten alle ihren Prozeß hinter sich, und es war nicht meine Sache, nachträglich noch einmal den Staatsanwalt oder den Richter zu spielen.

Wahrscheinlich wäre Schwenk auch ein guter Ingenieur geworden. Sicher ist, daß er heute auf dem richtigen Platz steht. So sieht er es auch.

Ich brauche die Nähe der Arbeiter, sagt Schwenk. Den täglichen Kontakt, das Gespräch, die Auseinandersetzung.

Ich bin zu radikal? Zu streng? Ich kann nicht immer alles durch die Blume sagen. Mit mir kann man reden, im richtigen Ton, am richtigen Ort. Nur für Dummheit hab ich kein Verständnis. Im Grunde erwarte ich von jedem, daß er denkt wie ich. Das funktioniert natürlich nicht. Dann ärgere ich mich, über den anderen und über mich.

Ich genieße die Ruhe in der Halle, sagt Schwenk, wenn die Maschinen summen und alles wie geschmiert läuft, und ich weiß, wir liegen gut im Plan. Und ich genieße den Krach, den Streit, die Auseinandersetzung, die uns vorwärtsbringt.

Schwenk hat das rechte Maß, die Welt zu messen, handhabbar gemacht für seinen Alltag.

Kann ich nicht mitansehen

Einer ist auf einem schneeweißen Schimmel vorgeprescht, sagt Schwenk.

Das muß übersetzt werden: Einer hat laut, sehr laut sogar, verkündet, er werde, um die maximale Auslastung teurer Maschinen zu gewährleisten, die rollende Woche durchsetzen. Rund um die Uhr, rund um den Kalender. Hurra, Schulterklopfen, rauschender Beifall. Am Montagmorgen verflog der Rausch. Die Arbeiter, die der Schimmelreiter zu fragen vergessen hatte, sagten nein.

Nach angemessener Wartefrist erkundigte sich die Bezirksleitung der Partei, leise Ungeduld in der Stimme: Wann löst ihr euer Versprechen ein? Ausweichende Antwort. Neue Frage, neue Ausreden. Schließlich warf der Schimmelreiter das Handtuch, und die Parteileitung kam auf Schwenk zu: Kannst du als Genosse mitansehen, wie deine Nachbarabteilung vor die Hunde geht?

Schwenk dachte gerade ernsthaft über ein Ingenieurstudium nach. Antwortete trotzdem: Kann ich nicht mitansehen. Dann nimm die Sache in die Hand.

Ein paar Fetzen sind schon geflogen, sagt Schwenk. Anders ging es nicht. Der Leitung hab ich gesagt: Kümmert euch um die Bereitstellung des Materials, mit meinen Leuten reden, das mach ich allein oder gar nicht. Ich will niemanden in der Halle sehen, der auf die Leute einredet.

Ich habe mit jedem gesprochen, sagt Schwenk. Einmal oder dreimal, eine Stunde oder drei. Der Arbeiter will wissen, warum er etwas machen soll, und das ist sein gutes Recht. Ich habe allen gesagt: Wer nicht mitmachen will, kann gehen, aber gleich, bevor wir anfangen. Wer bleibt, auf den verlasse ich mich.

Jetzt rollt die Woche schon über zwei Jahre. Vier Brigaden, vier Schichten, gearbeitet wird an allen Wochenenden, am 1. Mai, am 7. Oktober und an den gesetzlichen Feiertagen. Andere sind dem Beispiel gefolgt. Allerdings rollt es nicht immer reibungslos. Es gibt sogar Widersprüche, nichtantagonistische, versteht sich. Einen löste Schwenk in Partisanenmanier. Nicht ganz korrekt, aber erfolgreich.

Als der fällige Orden ins Haus steht, Banner der Arbeit, höchste Stufe, für die ganze Truppe, erklärt

Schwenk Stunden vor der Verleihung: Den Orden kann holen, wer will, ich nicht. – Mach keine Witze. – Mir ist nicht nach Witzen zumute. Ich will wissen, bevor ich ins Rathaus fahre, ob die Auslastung meiner Maschinen auch für 1985 gesichert ist. Seit Wochen diskutieren wir, aber ich kriege keine klare Zusage. – Wir reden noch darüber, aber geh den Orden holen. – Nein. – Das kannst du uns nicht antun. – Kann ich doch. Die rollende Woche ist mein Parteiauftrag, für den ich geradezustehen habe...

Am Ende Ehrenwort per Handschlag, Schwenk fährt ins Rote Rathaus, am folgenden Tag die entscheidende Absprache über die Auslastung.

Kann man aber nur einmal machen, sagt Schwenk.

Wie man sieht, geht Schwenk mit seinem Welt-Maß gelegentlich auf eigenwillige Art um. Aber doch immer auf seine ihm gemäße Art.

Weil ich es will

Ich bin kein Kommunist, sagt Schwenk.

Das muß er uns erklären.

Weil es Tage gibt, an denen ich nach Hause komme und mich in den Sessel fallen lasse und sage: Ich habe die Schnauze voll. Will nichts mehr sehen und hören.

Es kommt aber vor, daß Schwenk in der folgenden Nacht aufwacht und grübelt. Worüber? Über das, wovon er nichts mehr hören und sehen wollte.

Es gibt Fälle, in denen ich kapituliere, sagt Schwenk. Irgend etwas ist nicht in Ordnung, und dann kommt einer und übertüncht den häßlichen Fleck und will uns weismachen, es sei alles in Ordnung. Ich weiß genau, das ist Augenauswischerei. Aber ich finde mich ab, ich bin zu müde, um zu widersprechen, ich schweige. So handelt kein Kommunist.

Ich stoße auf Ablehnung, sagt Schwenk, aber ich bleibe dabei: Daß einer das Parteibuch in der Tasche trägt, macht ihn nicht automatisch zum Kommunisten.

Und was macht den Kommunisten, wenn nicht das Parteibuch? Wort und Tat müssen übereinstimmen, sagt Schwenk. Und die Worte müssen die gleichen sein, jederzeit und überall. In meiner Schule hatten wir einen Direktor, der wollte keinen in die 9. Klasse versetzen, der nicht in der FDJ war. In den Ferien ist er nach dem Westen abgehauen. Ich kenne welche, die posaunen im Betrieb bei jeder Gelegenheit den Sieg des Sozialismus aus, aber abends in der Kneipe schlagen sie bedeutend leisere Töne an.

Nichts mit zweierlei Maß messen, sagt Schwenk. Die gleiche Moral auf allen Ebenen, sonst geht jede Moral in die Binsen. Hier im EAW wurden mal Lada angeboten. Drei Mann von meiner Truppe haben einen bekommen. Ich hab keinen beantragt. Wenn man die Arbeiter in die vorderste Produktionslinie schickt, damit sie die Kastanien aus dem Feuer holen, kann man sie nicht ans Ende der Schlange schikken, wenn es Südfrüchte oder Autos gibt.

In der Arbeit, sagt Schwenk, muß der Kommunist zuerst rechnen, dann diskutieren, dann arbeiten, dann auswerten, dann hurra schreien, falls es einen Grund dazu gibt. Nicht umgekehrt. Ich kann keine grünen Früchte ernten. Bei voreiligen und zu hohen Auszeichnungen stehe ich auf glühenden Kohlen.

Auch Kommunisten haben das Recht, Fehler zu machen, sagt Schwenk. Aber sie haben auch die Pflicht, sich Kritik anzuhören.

Ich stehe zu meiner Überzeugung, zu meiner Partei, zu meinem Wort, sagt Schwenk. Nicht weil andere es wollen, sondern weil ich es will.

Seit die rollende Woche läuft, fährt Schwenk auch an Wochenenden und Feiertagen in den Betrieb. Um nach dem Rechten zu sehen, wie er sagt. Niemand verlangt das von ihm. Meister haben Normalschicht, von Montag bis Freitag.

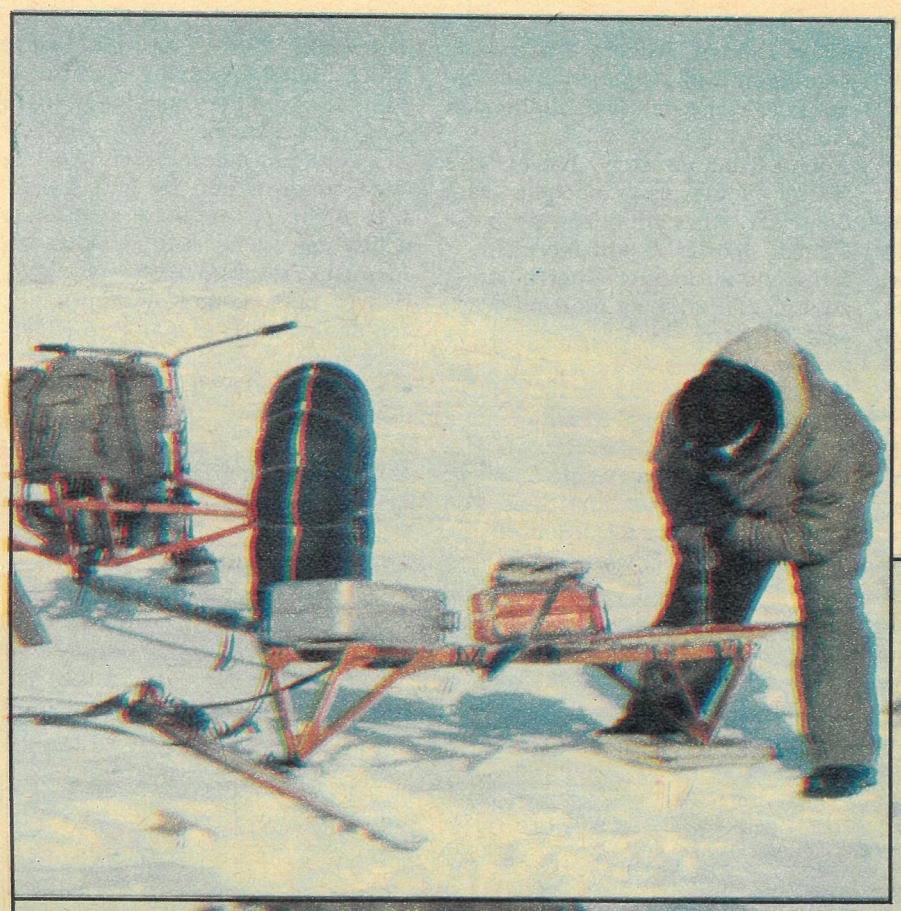
Ich kann nicht anders, sagt Schwenk. Nenn es moralische Pflicht. Ich kann meine Verantwortung nicht am Freitagnachmittag in den Spind hängen.

Schwenk hat gelernt, nicht nur die Welt, sondern, und das ist bekanntlich nicht so einfach, auch sich selbst mit dem rechten Maß zu messen. Trotzdem bleibt er dabei, daß er noch kein Kommunist sei. Ich denke, da muß man ihm widersprechen.

P.S. Lesen Sie dazu bitte auch unser Leserforum auf den Seiten 44/45.

Ihre Redaktion FREIE WELT

Schwenk am Sonntag: Man muß doch mal Luft holen. Frau Renate ist Bereichsleiterin bei Monsator, Genossin wie ihr Mann. Mein Einfluß, sagt Schwenk.



„In verschiedenen Fällen war es von großer Bedeutung für die Expedition, gute Schlittenhunde zu haben. Aus diesem Anlaß wandte ich mich an meinen Freund Baron Eduard von Toll in St. Petersburg mit der Frage, ob es sich machen ließe, aus Sibirien brauchbare Hunde zu bekommen." – Es ließ sich machen. Mit 26 ostsibirischen Schlittenhunden an Bord fuhr Fridtjof Nansen auf der „Fram" von 1893 bis 1896 in das große Polarabenteuer. Die Eroberung der Arktis durch den Menschen war auch immer ein Verkehrsproblem. Jahrhundertelang galten die zähen und bedürfnislosen Polarhunde als die sichersten Freunde des Mannes, der die Eiswildnis bezwingen wollte. Man hatte Rentiere vor den Schlitten gespannt, sibirische Ponys, ihre Kraft zerbrach in Wasserrinnen, vor Eistürmungen. Mit dem Siegeszug der Technik glaubte man, nun sei das Ende des polaren Hundezeitalters gekommen. Doch Scotts (engl. Polarforscher, 1868–Ende März 1912) Motorschlitten versagten schmählich in der Antarktis, Wegeners (dt. Polarforscher, 1880–Ende Nov. 1930) moderne Fortbewegungstechnik kam gar nicht erst zum Einsatz, da sie sich schon auf dem Transport zum Ort des Geschehens vor Kälte nicht mehr bewegte.

Es lebe der Schlittenhund!

Einer, der diesen absoluten Ruf nicht anerkennen will, ist der Ingenieur Lauchin aus Tula. Seit Jahren investiert er Ideen, um ein leichtes und benzinsparendes

Fahrzeug für polare Gebiete zu entwikkeln. „Der Motorschlitten ‚Buran'", sagt er, „der heute im hohen Norden im Einsatz ist, taugt für große Fahrten wenig. Er ist kompliziert und launisch. Angetrieben von einer Raupenkette, verbraucht er 28 Liter Benzin auf 100 Kilometer. Das ist volkswirtschaftlich nicht zu vertreten…"
Ideen muß man haben. Ingenieur Lauchin hatte diese: ein leichter Rahmen, ein Motorradlenker mit Kufen, der Motor eines Motorrollers, die Hinterachse eines „Moskwitsch", ein Sitz, ein Treibstofftank und… die Schläuche von Traktorreifen. Gefüllt mit nichts weiter als ein wenig weniger Luft. „Durch den großen Umfang und den schwachen Druck", so erzählt der Ingenieur, „nehmen die Schläuche die unvermeidlichen Stöße gut auf. Sie können nicht durchlöchert werden, da sie die Unebenheiten sozusagen umfließen. Hinzu kommt: Der Energieaufwand ist durch die geringe Reibung sehr niedrig."
Im vergangenen Winter wurde das Schneefahrzeug auf Rädern in der Arktis auf Herz und Nieren geprüft. Mit bestem Erfolg. Hier die Ergebnisse im Vergleich zum „Buran": Masse 132 kg (300 kg); Motorleistung 14 PS (35 PS); Höchstgeschwindigkeit 65 km/h (70 km/h); Benzinverbrauch 9 l (28 l); Zuladung 1 Person plus 120 kg (1 Person plus 250 kg).
Mit Schlauchreifen durch die Arktis… Heißt es nun: Hunde ade?

Bernd Siegmund (Text)
Wadim Schapiro (Fotos)

Auf Schlauchreifen durch die Arktis

● Wörtlich

SDI ist nicht nur eine Gefahr, sondern für mich beinahe eine Androhung des dritten Weltkrieges.

Peter Härtling, Schriftsteller, BRD

● Zitiert

Daß so viele Menschen in einer so reichen Gesellschaft wie der unsrigen so arm sind, ist ein sozialer und moralischer Skandal, der nicht ignoriert werden darf.

Aus dem zweiten Entwurf eines Hirtenbriefes der Katholischen Bischöfe der USA

● Kurz berichtet

Der Film „Die Schlacht um Moskau" von Regisseur Juri Oserow („Befreiung"), an dessen Produktion auch die DEFA beteiligt war, wurde kürzlich dem sowjetischen Publikum vorgestellt.

Die Sammlung des Dokumentenmuseums in Warschau umfaßt rund 600 000 Fotografien aus den vergangenen 120 Jahren. Dazu gehören auch 200 gläserne Druckplatten, die während des Krieges gerettet wurden, sowie Aufnahmen aus der Zeit nach 1945, als Reporter Zerstörung und Wiederaufbau der polnischen Hauptstadt im Bild festhielten.

Mit dem 12. abschließenden Band erschien jetzt die Ukrainische Sowjetische Enzyklopädie in zweiter Auflage. Das Lexikon enthält über 52 000 Artikel, 24 000 Illustrationen, Karten und Reproduktionen.

Im bulgarischen Seebad Drushba bei Warna – auch im Winter von zahlreichen Touristen besucht – stieß man unlängst bei Bohrungen auf eine neue Mineralquelle. Aus einer Tiefe von 1800 Metern sprudelte ein Wasserstrahl mit einer Temperatur von 39 Grad und einer Ergiebigkeit von 52 Litern pro Sekunde.

Am Institut für biologische Physik der Akademie der Wissenschaften der UdSSR wurde jetzt eine künstliche Haut entwickelt. Es handelt sich um eine transparente Biofolie, die innerhalb von fünf bis sieben Tagen anwächst.

Ein 50 000 Hektar großes Kautschuk-Anbaugebiet ist im Süden Vietnams angelegt worden. Im Rahmen eines Abkommens halfen UdSSR-Spezialisten mit schwerer Technik bei der Urbarmachung der Flächen in der Provinz Song Be.

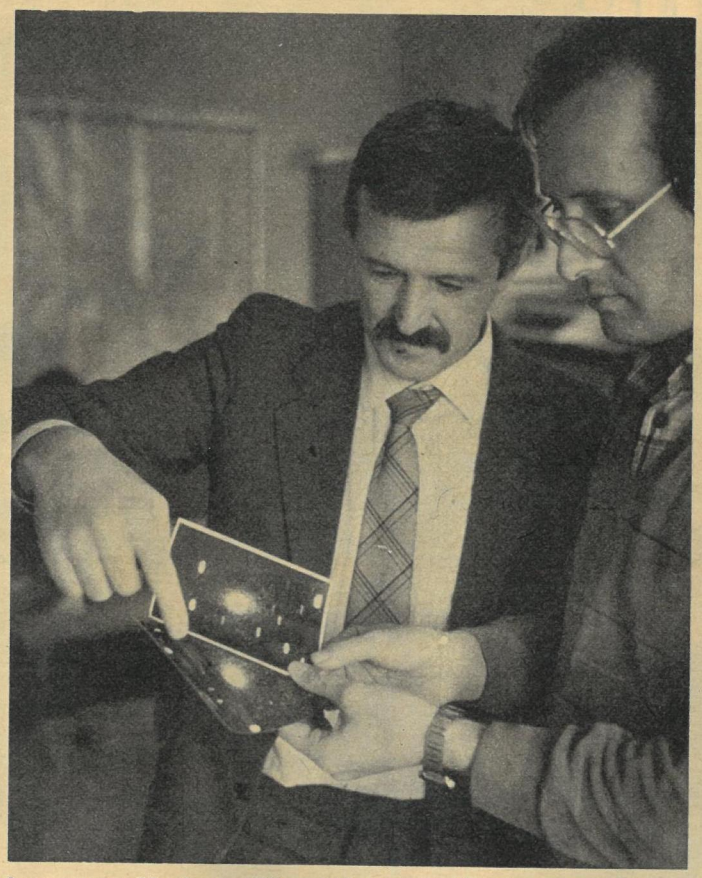
Gegenwärtig leben in Bulgarien 8,972 Millionen Menschen. Im vergangenen Jahr wuchs die Bevölkerungszahl des Landes um 21 500.

Fotos: Nowikow, Billeb

Schweifstern im Zeiss-Visier

„Wenn sie hören, daß wir den Halleyschen Kometen aufs Foto gebannt haben, wollen die Leute immer wissen, wann denn der berühmte Weltraumvagabund, der uns zum zweiten Mal in diesem Jahrhundert heimsucht, am nächtlichen Firmament mit bloßem Auge zu sehen sein wird", sagt Dr. Sergej Nowikow und zeigt uns seine Aufnahmen. Der junge Wissenschaftler, im Foto links, ist Leiter des Mittelasiatischen Hochgebirgsobservatoriums auf dem Maidanak in Usbekistan. In der neuen sowjetischen Sternwarte – 2600 Meter hoch über dem Meeresspiegel errichtet – gelangen den Astronomen die bisher detailreichsten Fotos von dem Schweifstern seit seinem letzten Besuch in unserem Sonnensystem vor einem dreiviertel Jahrhundert. Damals, im Jahre 1910, wurde der Komet übrigens zum ersten Mal fotografiert. Den Chroniken zufolge ist dies nunmehr aber mindestens die dreißigste „Begegnung" mit der Erde…

„Die Beobachtungsbedingungen sind in Mittelasien ideal", erläutert Dr. Nowikow. „Hier werden im Jahresdurchschnitt die meisten wolkenfreien Tage (und Nächte) auf dem Territorium der UdSSR registriert. Und die Atmosphäre ist der extremen Höhenlage wegen besonders staubfrei und stabil, was die optischen Parameter günstig beeinflußt.



In unserem Moskauer Büro erläutert Dr. Nowikow dem FW-Korrespondenten Dietrich Pätzold die Kometen-Aufnahmen.

Das hervorragende Aufnahmeergebnis – die Fotoplatten wurden zwei Stunden lang belichtet, das Teleskop dabei dem Kometen automatisch nachgeführt, weshalb die Sterne als Striche erscheinen – wäre aber undenkbar gewesen, stände uns dafür nicht eines der besten astronomischen Beobachtungsinstrumente zur Verfügung: das 1-Meter-Spiegelteleskop von Carl Zeiss Jena aus der DDR mit seiner hochpräzisen Optik und Mechanik. Auf der Grundlage der Fotos konnten wir schon jetzt die tatsächliche Position des langerwarteten Kometen mit sehr hoher Genauigkeit ermitteln und die Flugbahndaten für die Weltraumsonden präzisieren, welche zum Halley unterwegs sind und ihn im Frühjahr erreichen sollen, um dann erstmals in der Geschichte der Menschheit dem Kometen ‚ins Angesicht' zu schauen…"

Als diese Aufnahmen von der Erde aus entstanden, war der Komet noch 360 Millionen Kilometer von unserem Planeten entfernt. Welche Informationen geben die Fotos trotzdem preis? „Die sichtbare Strahlung konzentriert sich auf eine Kernzone mit einem Durchmesser von 3500 Kilometern, der Schweif ist nach West-Südwest ausgerichtet. Die Gaswolke um den Kometen herum erstreckt sich auf 25 000 mal 35 000 Kilometer." Und wann wird der Komet ohne Hilfsmittel zu sehen sein? „Ende November kommt er an die Erde auf eine minimale Entfernung von ‚nur' 93 Millionen Kilometern heran. Leider sind die Beobachtungsbedingungen diesmal sehr ungünstig. Im November und Dezember wird man den Schweifstern nachtsüber praktisch auf dem gesamten Territorium der Sowjetunion beobachten können – allerdings nur unter Zuhilfenahme von kleinen Teleskopen oder wenigstens eines Fernglases. Ende Dezember dann in den südlichen Breiten auch mit bloßem Auge als Stern ungefähr sechster Größe."

Dietrich Pätzold

Minsker Effekte

Auskünfte für FREIE WELT gab Werner Diekert, Baustableiter des Karl-Marx-Städter VEB RAWEMA, auf der Baustelle im Minsker Autowerk.

Einen seiner bisher größten Exportverträge realisiert der Werkzeugmaschinenbau der DDR gegenwärtig in der Hauptstadt der Belorussischen SSR. Was montiert Ihr Betrieb – der in aller Welt bekannte Generallieferant für WMW-Industrieanlagen – in Minsk?

Ein hochautomatisiertes flexibles Fertigungssystem. Wir nennen es kurz FFS. Die Montage dieses Spitzensystems erfolgt in einer neuen, fußballfeldgroßen Werkhalle des Minsker Autowerkes. Nach seiner Fertigstellung werden die MAS-Lastkraftwagen, die auch auf den Straßen unserer Republik rollen, moderner und effektiver produziert.

Was steckt hinter den nüchternen Buchstaben FFS?

Das gesamte Vorhaben umfaßt 39 numerisch gesteuerte Bearbeitungszentren und dreißig weitere Werkzeugmaschinen. Sie fertigen, gelenkt von einem ebenfalls in der DDR hergestellten Zentralrechner, ganz nach Bedarf, komplizierte gehäuseförmige Werkstücke aus Alu-Legierungen, also wichtige Teile des Motors und des Antriebs in Klein- oder Mittelserien. Ein Hochregallager macht die bereits abgeschlossenen Lieferungen komplett. Das Projekt bündelt die Leistungskraft von mehr als zwanzig Kooperationspartnern in unserer Republik, maßgeschneidert nach den Wünschen unserer sowjetischen Partner. Unser Kollektiv von zeitweilig bis zu fünfzig Spezialisten – gegenwärtig eines der größten Montagekollektive der DDR in der Sowjetunion – hat sich vorgenommen, den ersten Abschnitt der Chefmontage bis zum Parteitag bereits vorfristig abzuschließen.

Das kommt Ihren sowjetischen Partnern gewiß entgegen, gehört doch das Minsker Autowerk zu jenen wichtigen Großbetrieben, die höher gestellte Ziele für den neuen Fünfjahrplan bekanntgaben…

Die Minsker haben sich ebenso wie viele Betriebe anderer Industriezweige der Parteitagsinitiative ihrer Kollegen in Togliatti von der Produktionsvereinigung AVTO-WAS angeschlossen. Das Kollektiv des belorussischen Großbetriebes will eine Reihe neuer zwei- und dreiachsiger Lastkraftwagen mit größerer Ladefähigkeit auf den Markt bringen. Auf der Leipziger Herbstmesse wurde bereits ein neuer Lastzug mit Sattelauflieger vorgestellt, der sich durch höhere Leistungskraft, gute Manövrierfähigkeit und einfache Bedienung auszeichnet.

Könnten Sie die beabsichtigten ökonomischen Effekte konkret verdeutlichen?

Mit einigen Zahlen, gewiß. Die neuen LKW-Typen, so erfuhr ich von den zuständigen sowjetischen Genossen, sollen 20 Prozent weniger Treibstoff verbrauchen, der Arbeitsaufwand für die betriebstechnische Wartung soll um 30 Prozent und der Materialaufwand je Fahrzeug um 400 Kilogramm Metall gesenkt werden. Im zwölften Fünfjahrplan will MAS von dem eingesparten Material 300 LKW, 50 Anhänger und Auflieger über den Plan liefern, die Selbstkosten um 6 Prozent und den Anteil der Handarbeit an der Gesamtproduktion auf 18,8 Prozent senken. (Siehe dazu die Seiten 24/25)

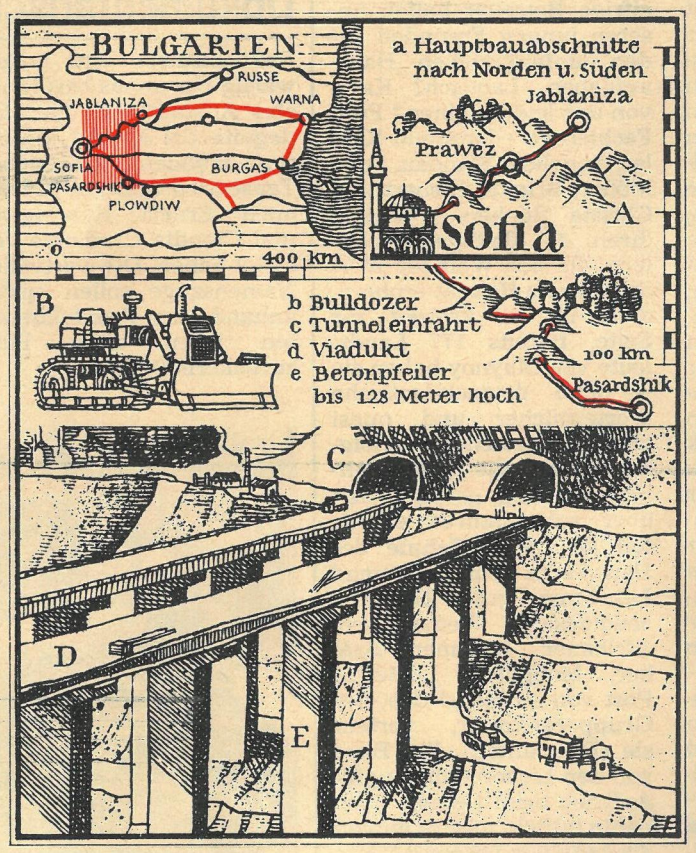
Womit wir wieder beim FFS wären. Seine Montage ist der Grund, weshalb Sie, Genosse Diekert, Ihren Wohnsitz für über ein Jahr in die belorussische Hauptstadt verlegt haben. Wie gefällt Ihnen Minsk?

Ich bin nicht das erste Mal hier. Aber es gefällt mir immer besser. Viel Neues gibt es in dieser großzügig wiederaufgebauten Millionenstadt zu sehen: die Metro, schöne neue Wohnviertel, Parks, Stauseen und Kanäle. Unsere Monteure wohnen in dem gepflegten Hotel „Minsk“, und unsere Kollegen von MAS geben sich alle Mühe, uns auch die Freizeit angenehm zu machen. Am Wochenende fahren wir am liebsten ans Minsker Meer oder in die Wälder der Umgebung.

Interview: Volker Hempel

Die Pässe sind bezwungen…

Letzte Sprengsalven hallen durch die Berge oberhalb des Bebresch-Flußtals. Schrapper planieren, hinweg über einen Kahlschlag unter dem steil abfallenden Hochwald, zwei Terrassen: Schutz für die Autobahnpiste vor drohendem Bergrutsch. Durch eine der beiden „Röhren“ des Witinja-Tunnels fließt, berg- wie talwärts, bereits der Fahrzeugstrom. Im Tunnel werden vorerst 40 km/h gefahren. Doch schon jetzt dauert es nur wenige Minuten, wozu die Fahrer der PKW, LKW, Sattelschlepper und Fernlaster vordem eine atemberaubende Serpentinen-Paß-Fahrt meistern mußten: in rund 1000 Meter Höhe über



Hänge und Schluchten des Balkangebirges, einst von den Römern Hemus genannt. Der 1100 Meter lange Witinja-Tunnel sowie die 800 Meter lange, von mächtigen, 128 Meter hohen Betonpfeilern getragene Bebresch-Brücke sind „Herzstücke“ des Brükken-Tunnel-Systems, mit dem die Erbauer der „Hemus“-Autobahn (Sofia-Warna; 365 Kilometer) auf dem „dramatischen Abschnitt“ der gesamten Route den Balkan bezwungen haben. Um das stark gefaltete, schluchtenreiche Gebirgsmassiv zu überwinden, mußten sie zwischen Jordankino bei Sofia (Süden) und Prawez (Norden) 24 Viadukte und zwei Tunnel bauen. Schon in allernächster Zeit wird der Verkehr, der gegenwärtig beim Bebresch-Tal noch zur alten Bergstraße abgeleitet wird, durchgehend bis Prawez über rund 80 Kilometer der neuen Autobahn rollen. Doch auch ostwärts, von Warna her, gewinnt sie zusehends Gestalt und nähert sich Kaspitschan – knapp 70 Kilometer westwärts von der Küste. Wie an der Nord-Trasse des künftigen 1100 Kilometer langen Autobahnrings Bulgariens geht es auch auf der Süd-Route „Thrakia“ (Sofia–Burgas 360 Kilometer) zügig voran. Bis zum 125. Streckenkilometer, unmittelbar vor Plowdiw, fließt bereits der Fahrzeugstrom. Den Männern der Bautrupps hatte der Gebirgsabschnitt im westlichen Sredna-Gora-Gebirge, beim Momin-(Mädchen-)Paß, höchste Bewährung abverlangt. Auch dort mehrere Viadukte sowie ein 800 Meter langer Tunnel! Für Bulgarien, das Land der sechzehn Gebirge, bringt der Autobahnbau verkürzte Entfernungen, beschleunigten Verkehrsfluß, verringerten Treibstoffeinsatz und Fahrzeugverschleiß. Hinzu kommt seine Bedeutung im Transitverkehr zwischen West- und Nordwesteuropa sowie dem Nahen Osten (jährlich mehr als zwei Millionen Fahrzeuge). Nicht zuletzt deshalb konzentriert sich das Autobahn-Baugeschehen demnächst auf den „Mariza“-Abzweig der „Thrakia“-Route (Tschirpan-Swilengrad-Grenze; etwa 100 km) und die Küsten-Autobahn „Tscherno more“ (Warna-Burgas; rund 110 km).

Helmuth Pelzer

Kilowatt aus Erde und All

Jährlich erzeugen die sowjetischen Kraftwerke über eine Billion Kilowattstunden Elektroenergie. Der Hauptteil wird im Rahmen des Einheitlichen Energiesystems (EES) produziert und verteilt, das eine Fläche von 10 Millionen Quadratkilometern umfaßt, auf der 220 Millionen Menschen leben. Diese Energiebrücke erstreckt sich von Tschita im Osten bis zur Westgrenze der UdSSR. Dort vereinigt sie sich mit dem Energiesystem „Mir“ der RGW-Länder. Rund 80 Prozent der gesamten Elektroenergie erzeugen Wärmekraftwerke. Die größten davon leisten je 3,6 Mio Kilowatt, das im Bau befindliche Wärmekraftwerk von Kansk-Atschinsk soll 6,4 Mio kW erreichen. Die Wasserkraft bleibt weiterhin eine ergiebige Energiequelle. Das Kraftwerk von Bratsk (Angara) leistet 4,5 Mio kW, das von Krasnojarsk (Jenissej) 6,4 Mio kW. In Kürze ist der Bau des Kraftwerkes Sajano-Schuschenskoje abgeschlossen. Leistung: 6,5 Mio kW. Zuwachs an Elektroenergie kommt jedoch vor allem aus den Kernkraftwerken. Die installierte Leistung der sowjetischen KKW beträgt derzeit über 23 Mio kW. Die Kraftwerksblöcke der KKW in Leningrad, Kursk, Tschernobylsk gehören mit einer Leistung von je 1 Mio kW zu den größten der Welt. Weiterer Energiezuwachs entspringt dem zunehmend rationelleren Umgang mit den Energieressourcen. Im Zeitraum von 1981 bis 1985 sollen Rohstoffe im Umfang von 160 bis 170 Mio Tonnen, vor allem durch die Senkung von Energieverbrauchsnormen, eingespart werden. Nebenher geht die Erschließung neuer Energiequellen. Dazu zählen die kosmische Sonnenenergie (auf der Krim ist soeben ein Solarkraftwerk in Betrieb genommen worden), die geothermische Energie (Kamtschatka), die Gezeitenenergie (Barentssee). Die erste magnetohydrodynamische (MHD)-Versuchsanlage der Welt mit einer Leistung von 25 MW läuft bereits, ein 500 MW MHD-Kraftwerksblock ist in Entwicklung. An der Nutzung regenerierbarer Energiequellen wird intensiv gearbeitet. In unserer Republik werden übrigens rund 43 Prozent der Elektroenergie in Kraftwerken erzeugt, die mit sowjetischer Unterstützung errichtet wurden.

Wolfgang Tautenhahn

Frühaufsteher aus Südost

Maynoy ist der 1000. Lehrling aus Laos, der gegenwärtig in der DDR unentgeltlich seine Ausbildung erhält (Foto oben). Er hatte bisher Glück in seinem sechzehnjährigen Leben. Geboren zur Zeit der US-Aggression in Indochina, blieb er von den Bomben, die amerikanische Flieger teppichweise auf sein Land schütteten, verschont. Maynoy konnte bereits lernen, als andere noch Analphabeten waren. Seine Mutter ist Lehrerin. Von fünf Geschwistern beendete er in diesem Jahr als erster die Achtklassenschule – ein Recht, das in der jungen Volksrepublik nunmehr jedem zuteil wird. Ob Maynoy jetzt in der DDR einen Beruf im Bauwesen, in der Land- oder Forstwirtschaft ergreifen wird, hat er noch nicht entschieden. An der Betriebsberufsschule „Wilhelm Pieck“ in Weimar muß er – wie alle seine Freunde – zunächst die Sprachhürden überwinden. „Zweitausend Wörter sind als Minimalwortschatz zu beherrschen“, erläutert Helga Nährlich, Leiter der Abteilung Sprachausbildung, einer für eine Betriebsberufsschule ungewöhnlichen, eigens für Solidaritätsaufgaben geschaffenen Einrichtung. „Nach fünf Monaten“, so Frau Nährlich, „müssen 43 Lektionen ‚Deutsch intensiv‘ sitzen. Um sieben Uhr beginnt der Unterricht, fünf bzw. sechs Stunden Deutsch täglich, außer sonntags. Die letzten Lektionen behandeln bereits berufsbezogene Themen. Vier eifrige Betreuer helfen unseren jungen Freunden bei den umfangreichen Hausaufgaben. Laotisch? Kann von uns leider keiner.“ Fünf Fachlehrer – Irmtraud Keßler, Anneliese Standau, Ilona Möller, Brigitte Bienert und Christa Bückert – stehen ihren 45 fleißigen Schülern, die sich Wort für Wort ihre zweite Heimat erobern, auch in der Freizeit zur Seite. Bereits 177 Landsleute von Maynoy haben sie – ohne deutsch-laotische Wörterbücher und quasi ohne Dolmetscher – erfolgreich durch die Sprachkundigenprüfung geführt. Seit über zehn Jahren erhielten an dieser Schule des Bauwesens rund tausend Lehrlinge gute Deutschzeugnisse: Vietnamesen, Afrikaner, Kubaner, Araber, Mongolen, Laoten… Post von zu Haus! Sao, der Gruppensekretär, verteilt sie (Foto unten). Ein Brief von den Lieben daheim gibt Auftrieb beim Lernen. „Ohnehin büffeln unsere jungen Freunde wie besessen“, lobt eine der Lehrerinnen. „Oft lesen sie schon im Bett, wenn im Wohnheim geweckt wird. Jeden Morgen um fünf Uhr dreißig!“

Volker Hempel

Literarisch

In seinem neuesten Werk, dem Roman „Ailanpa“ („Kreislauf“), behandelt der sowjetische Schriftsteller Tschingis Aitmatow (auf dem Foto mit seiner Familie), wie schon in seinem letzten Buch „Der Tag zieht den Jahrhundertweg“, Probleme unserer Zeit. Die vielschichtig angelegte große Erzählung greift wiederum Stoffe aus dem mythologischen Erbe des kirgisischen Volkes auf und vereint sie mit Menschenschicksalen der Gegenwart. Gestalten und Ereignisse dieses Romans machen in fesselnder Weise den philosophischen Grundgedanken des weltbekannten Autors vom ewigen Kreislauf des Lebens deutlich.

Dokumentarisch

Rekonstruiert wird gegenwärtig Havannas berühmtestes Altstadtlokal: die „Bodeguita del Medio“, an deren Wänden sich neben Tausenden anderen Gästen auch Ernest Hemingway und Claudia Cardinale verewigt haben. Die wertvollen Namenszüge sollen später anhand von Fotodokumenten ihren alten Platz zurückerhalten.

Agrarisch

2400 Hektar trockenes Land haben die Melioratoren der Vereinigung „Kolchidstroi“ den Bauern im Rayon Sugdidi (Georgische SSR) im laufenden Fünfjahrplan übergeben. Gleichzeitig mit der Urbarmachung und Trockenlegung der Felder entstanden Straßen und Wege mit fester Decke. In der ganzen Sowjetunion hat sich die durch komplexe Melioration bewässerte und entwässerte Fläche in den letzten zwanzig Jahren von 17 Millionen auf 33 Millionen Hektar erhöht. Die landesweiten Bewässerungsnetze weisen eine Länge von rund 700 000 Kilometern auf.

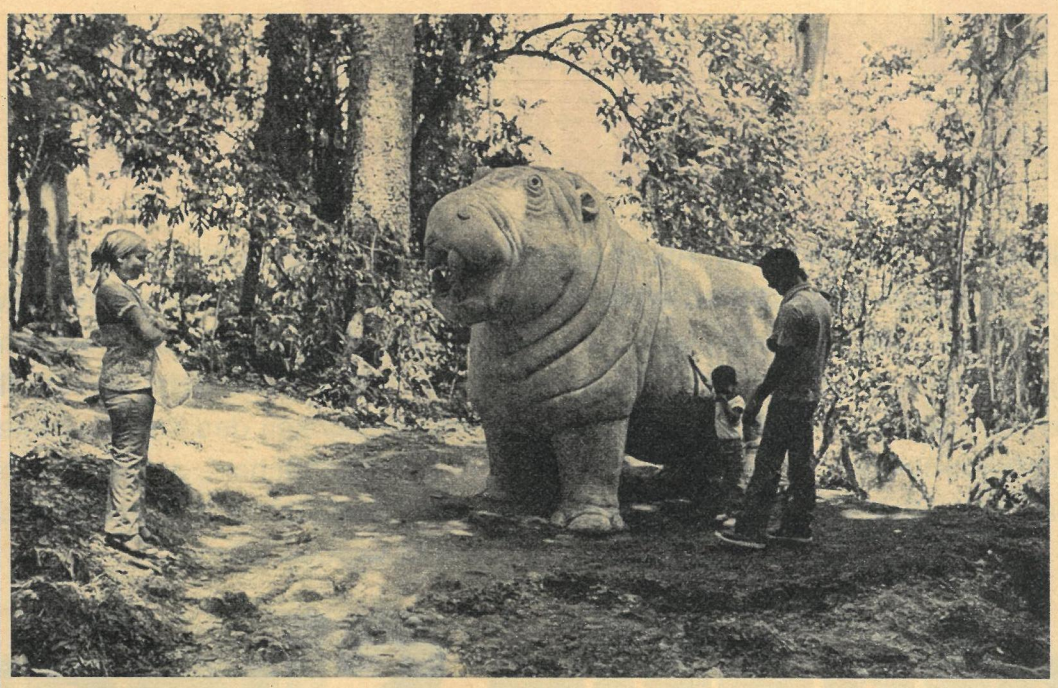
Seismisch

Der Vulkan in der Nähe des Ortes Awacha auf Kamtschatka – einer von 28 noch tätigen Vulkanen der sowjetischen Halbinsel – erhielt einen neuen Bewacher: Eine radiotelemetrische Station analysiert seine seismische Aktivität, registriert Veränderungen der Temperaturdaten und erlaubt den Vulkanologen dadurch, genauere Vorhersagen über zu erwartende Eruptionen zu treffen.

Mamis Liebling, der Killer

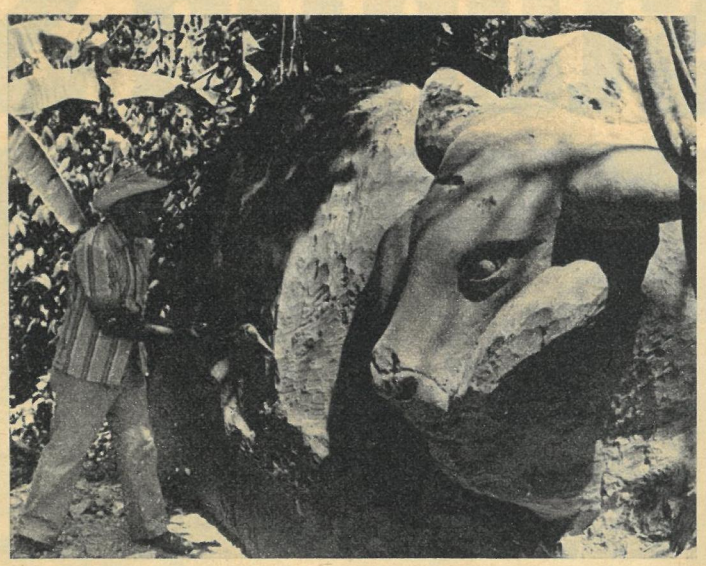
Manche Leute in Washington verkünden allenthalben, die Vereinigten Staaten von Amerika müßten als „Nummer eins" in der Welt anerkannt werden, weil sie eben etwas Besonderes seien. In mancher Hinsicht sind sie es tatsächlich. Lesen, Rechnen, Schreiben, wissenschaftliche Kenntnisse, technische Fertigkeiten etc. kriegt man heutzutage fast überall beigebracht, in den USA indes kann man in gewissen privaten Schulen auch das Morden lernen, gegen Bezahlung selbstverständlich, aber ungeniert und keineswegs im Verborgenen. Dreißig solcher Einrichtungen werden offiziell genannt, geschätzt wird ihre Zahl auf etwa einhundert. Wer sein Geld als berufsmäßiger Terrorist verdienen will, kann sich in ihnen abrichten lassen in allen Sparten, die bewährt und gängig sind. Einschlägige Adressen sind Annoncen in speziellen Publikationen zu entnehmen, die Preise liegen zwischen 300 und 2000 Dollar. Gelernt wird das Anfertigen und Legen von Bomben, der effektive Umgang mit Gift und der Chemie als Mordwerkzeug, das schnelle, lautlose Killen ebenso wie die perverse Kunst, einen Menschen langsam zu Tode zu quälen, damit er vor seinem Verenden noch „Geständnisse" von sich gibt. Foltermethoden sind gefragt, mittelalterliche wie moderne. Man läßt sich bei solchem Unterricht auch filmen, und in Fernsehanstalten dortzulande schämt man sich nicht, dergleichen auch noch zu senden. Ins Blickfeld rückte ebenfalls, was man so trägt: T-Shirts mit der Aufschrift „CILL A COMMIE FOR MOMMIE" (Töte einen Kommunisten für Mami). Und Wo? In Nikaragua, in El Salvador, überall dort, wo Völker schwer erkämpfte Unabhängigkeit und Freiheit behaupten oder erst erringen müssen, werden diese Typen mit dem Segen des Weißen Hauses hinvermietet. Solches liege „ganz in der Tradition unseres Landes", hieß es vor Jahresfrist von höchster Stelle. So ist es denn pure Heuchelei, wenn US-amerikanische Politiker in Festtagsreden behaupten, sie glaubten wie ihre Vorväter „an die Unantastbarkeit und die Würde jedes einzelnen Menschen". Statt dessen glauben sie an die Allmacht des Terrors – ein Aberglaube, wie sich schon wiederholt erwiesen hat.

Horst Schötzki

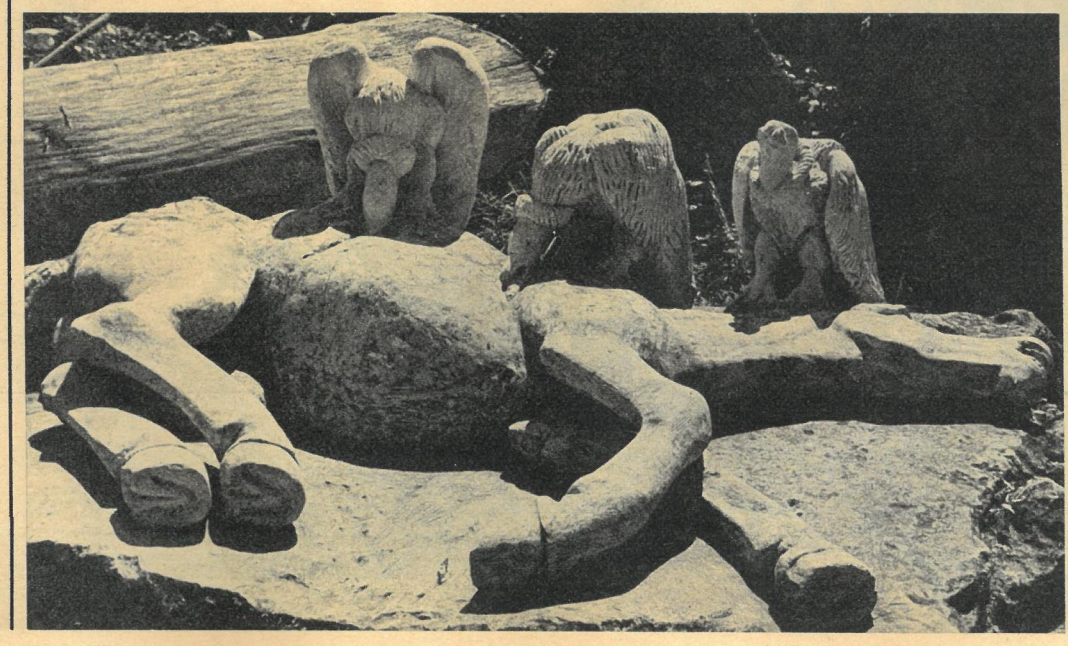


Ein Zoo aus dem Fels

Kalkstein, wie er an vielen Stellen Kubas zutage tritt, ist das Material, aus dem der Landarbeiter Íñigo Blanco (Foto rechts) seine überlebensgroßen Skulpturen schafft. Kein feineres Werkzeug wird dabei verwendet als Axt, Meißel und Machete. Schon als Jugendlicher zeigte Blanco Proben seines urwüchsigen Talents; auf einer Volkskunstausstellung des Verbandes der Kleinbauern wurden erste bildhauerische Arbeiten mit einem Preis bedacht. Später ging Íñigo Blanco, der nie eine Kunstschule besuchte, zum Monumentalen über. Auf dem Gelände einer Kaffeeplantage, die Vorrat an geeigneten Steinen bot, entstand in wenigen Jahren ein Ensemble von Tiergestalten, das ihr Schöpfer ganz nach eigener Vorstellung entwickelte. Außer dem höchst ausdrucksvollen Flußpferd (Foto oben) und dem massigen Zebutier (Mitte) sind



solche Sujets zu besichtigen wie ein riesenhafter Adler mit einer geschlagenen Taube, eine Runde von Geiern um ein gefallenes Pferd (unten) und eine Kuh, die ihr Kalb gegen den Wolf verteidigt. Das weithin unbekannte Dorf Boquerón im äußersten Nordosten der Insel erhielt damit eine Sehenswürdigkeit, die täglich von zahlreichen Schaulustigen besucht wird. Íñigo Blanco ist dabei, den Bestand der seltenen Menagerie noch zu erweitern – demnächst auch durch Versuche seines Sohnes, der aus dem Kreis von fünf Geschwistern der Kunst des Vaters nacheifern möchte. Ein noch ungelöstes Problem bildet die Konservierung des wenig beständigen Kalksteins gegen Verwitterung und Pflanzenbefall. Alle bisherigen Experimente lieferten keinen Dauerschutz. *Pedro Rodríguez*



● Erfahrenes

Das Geheimnis der Kunst ist immer auch das Geheimnis der Persönlichkeiten, die sie interpretieren.

Peter Schreier, Kammersänger, DDR

● Am Rande

Während seines langen Lebens hat der dienstälteste estnische Feinbäcker Leonid Haina aus dem Café „Tallinn" Tausende von Torten gebacken. Sein Prunkstück aber entstand jüngst auf Bestellung eines Männerchores: Eine 20 Kilogramm schwere Torte, die die Sänger dem Frauenchor anläßlich seines Jubiläums schenkten.

● Persönliches

Bohumil Dufek, Kraftfahrer aus Ustí nad Labem in der ČSSR, sammelt mit Begeisterung alte Bügeleisen sowie holzgeschnitzte Butterformen mit originellen Mustern. Das älteste seiner jetzt fast 150 Bügeleisen stammt aus dem 18. Jahrhundert.

Der Fräser Valeri Suchoi aus Kramatorsk baute sich in seiner Freizeit einen Schreit-Geländewagen, dessen „Luft-Beine" von einem Kompressor gespeist werden. So kann sich das ungewöhnliche Fahrzeug praktisch Schritt für Schritt auch in unebenem Gelände vorwärtsbewegen.

Der ungarische Petri-Jünger Lajos Havasi fing kürzlich im Pécser See einen Riesenwels, der 73,5 Kilogramm wog und von Bart bis Schwanz volle 2,10 Meter lang war.

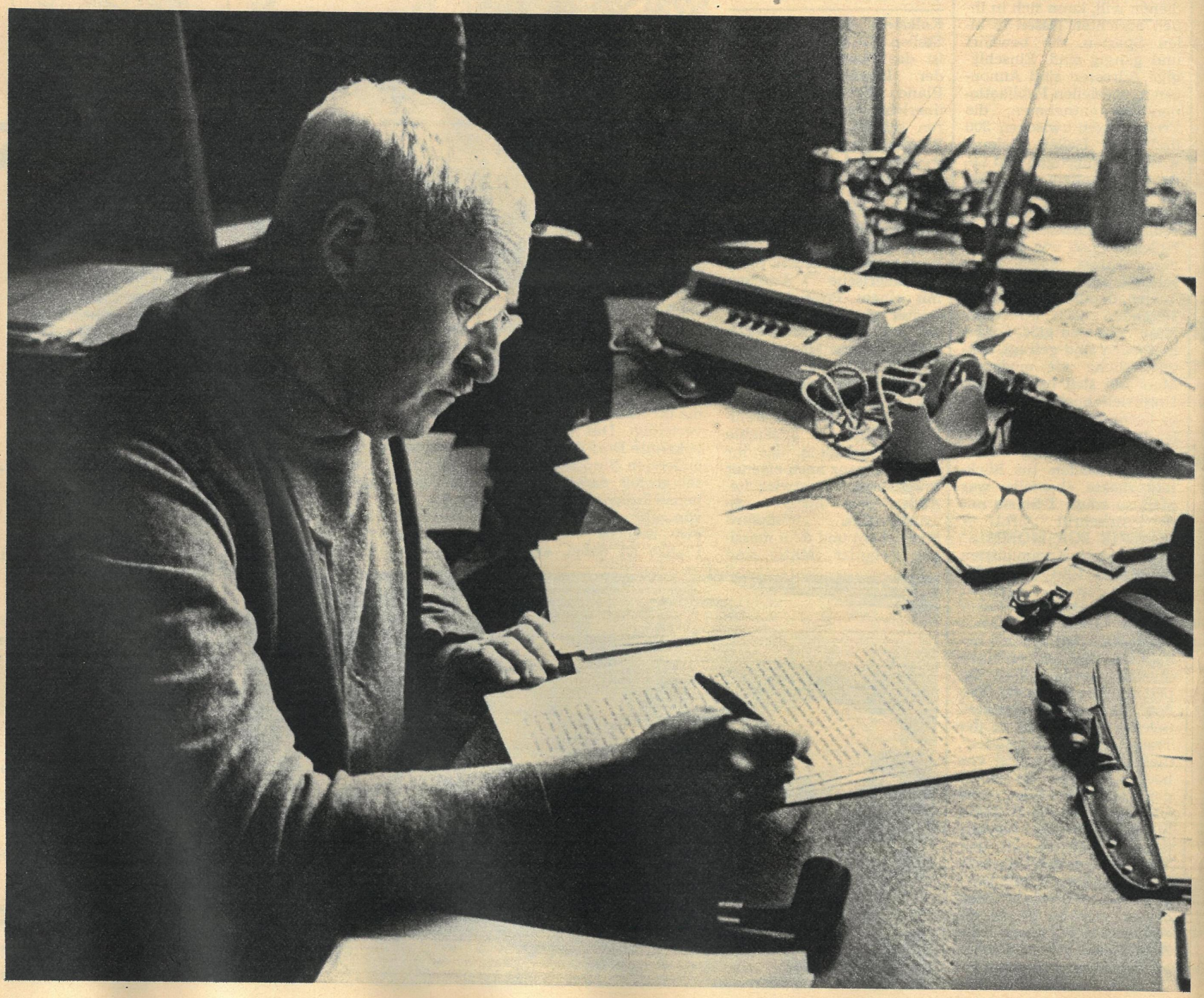
Der Leningrader Sergej Gadshijew wurde an seinem 70. Geburtstag vergeblich von Gratulanten gesucht: Der versierte Langläufer hatte beschlossen, an seinem Ehrentage einen 70-km-Lauf zu absolvieren.

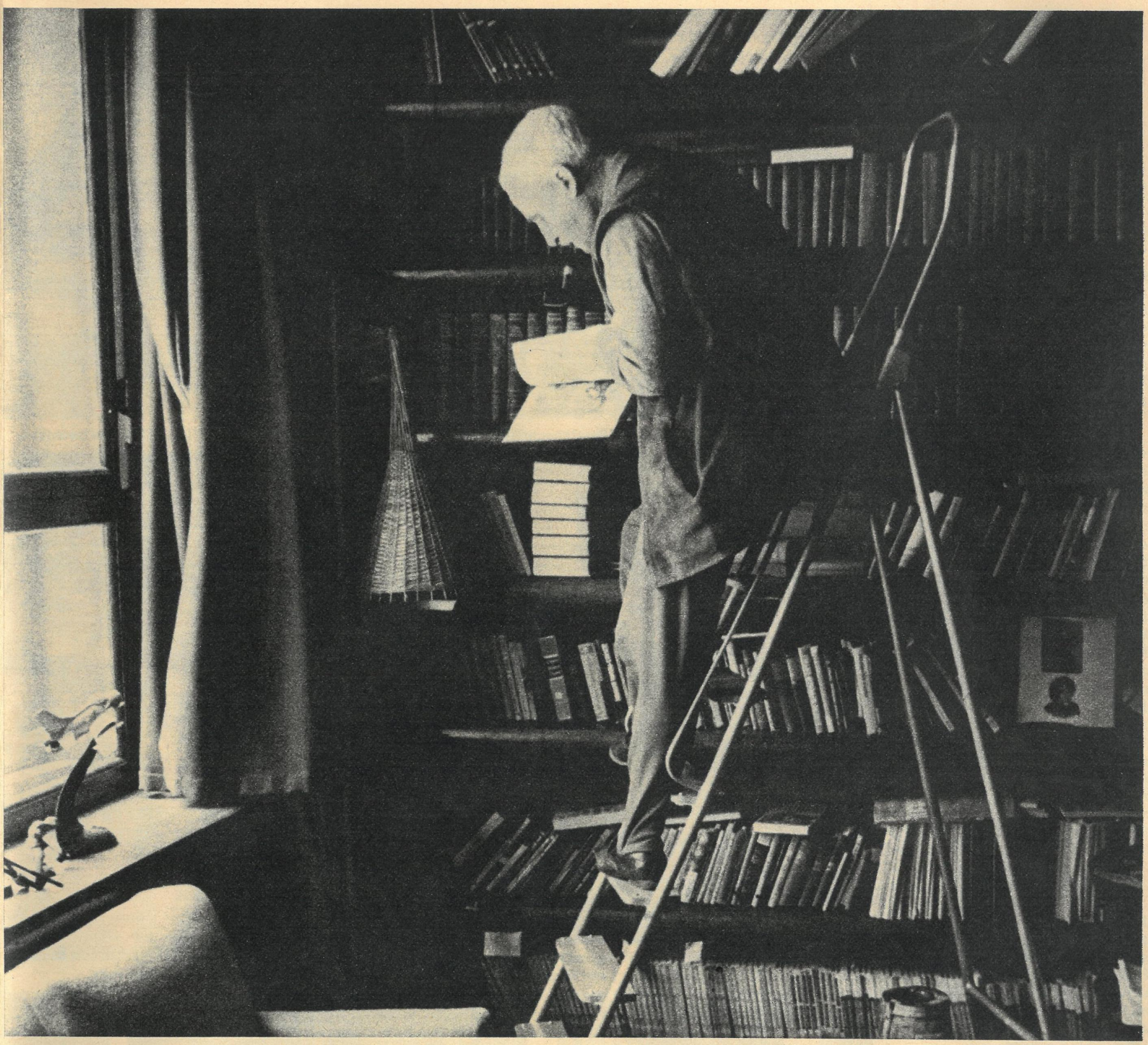
Redaktion: Gabriela Wehrmann; Fotos: V. Hempel (3), TASS/Meteliz, ZB/Herold, TASS/Datikaschwili, TASS/Weinstein, ZB/Prensa Latina/Garcia (3); Karte: H. Larisch; Vignette: D. Schüler.

Die Tagebücher des

Er hat den Krieg geschildert, wie er wirklich war. Als er gefragt wurde, wann er aufhören würde über den Krieg zu schreiben, antwortete er: Wenn die Gefahr eines dritten Weltkrieges gebannt ist. In seinen Romanen „Waffengefährten", „Tage und Nächte" und in der Trilogie „Die Lebenden und die Toten" zeigte er, wie seine friedfertigen Landsleute, durch die deutschen Faschisten gezwungen, lernen mußten, Soldat zu werden. Widerstandsgeist, Opferwille, Heldenmut zeichnen die Gestalten seines Werkes aus, deren Vorbilder ihm in der harten Wirklichkeit des Krieges begegneten. Zwei Jahre vor seinem Tode im Jahre 1979 erschienen Konstantin Simonows „Kriegstagebücher", auf denen sein erzählerisches Werk begründet ist. Sie sind auch ein Stück des eigenen Lebens und ein Vermächtnis des Kommunisten und Schriftstellers, der am 28. November 70 Jahre alt werden würde.

Konstantin Simonow





Im Fernen Osten, am Chalchyngol, wo die Japaner die befreundete Mongolei überfallen hatten, fing es an. Das war 1939, da machte der vierundzwanzigjährige Sohn eines Kommandeurs der Roten Armee und Militärkorrespondent erste Bekanntschaft mit dem Krieg. Kurz zuvor hatte er ein Studium am Gorki-Literaturinstitut in Moskau abgeschlossen. Mit Macht hatte es den talentierten jungen Mann, der schon mit neunzehn erste Gedichte schrieb, zur Literatur hingezogen. Konnte er ahnen, daß der Krieg schon bald zu seinem Generalthema werden sollte? Der junge Schriftsteller hatte jedenfalls nicht viel Zeit, sich im heimatlichen Moskau einzurichten. Wenig später, es ist der 21. Juni 1941, wird Konstantin Simonow ins Rundfunkkomitee gerufen und beauftragt, zwei antifaschistische Lieder zu schreiben. „Daraus schloß ich," notierte er, „daß der Krieg, mit dem wir alle im Grunde genommen rechneten, sehr nahe war." Einen Tag darauf erhält Simonow den Marschbefehl zur Armeezeitung der 3. Armee nach Grodno. Die Fahrt an den Bestimmungsort ist eine Fahrt mitten hinein ins Kriegsgeschehen. In Orscha wird der Zug bombardiert, in Borissow enden alle Züge. Deutsche Flugzeuge kreisen über der Stadt und machen Jagd auf alles, was sich bewegt. Hier erfährt Simonow, daß die faschistischen Truppen bereits die Eisenbahnstrecke Minsk–Borissow besetzt hätten. Mag kommen, was wolle, er muß sein Ziel erreichen, das irgendwo im Westen, im Frontgebiet liegt. Endlos ist er auf der Suche nach Gefechtsständen und Truppenteilen, er begegnet Zivilisten, die nach Osten flüchten, Soldaten, die nach Westen ins Feuer des Feindes gehen. Seine Notizbücher sind randvoll gekritzelt. Ein von ihm in diesen Tagen geschriebenes Gedicht, in der „Prawda" veröffentlicht, macht die Runde bei den Soldaten. Es spricht ihnen aus dem Herzen, es drückt aus, was alle in diesen Stunden und Tagen durchleben: „Wart auf mich, ich komm zurück,/ ja, zum Trotz dem Tod,/ der mich hundert-, tausendfach/ Tag und Nacht bedroht."

So fährt der Kriegskorrespondent Simonow vier Jahre über die Straßen des Krieges, nimmt teil an Niederlagen und Siegen, erleidet wie alle den grausamen Alltag, die Schicksale der Menschen. Seine Berichte und Gedichte, die hauptsächlich in der Zeitung „Roter Stern" und in der „Iswestija" erscheinen, schildern diesen Kriegsalltag, erzählen von den Gedanken und Taten der Soldaten und Offiziere, die im unerbittlichen Kampf mit den fremden Eroberern über sich selbst hinauswachsen.

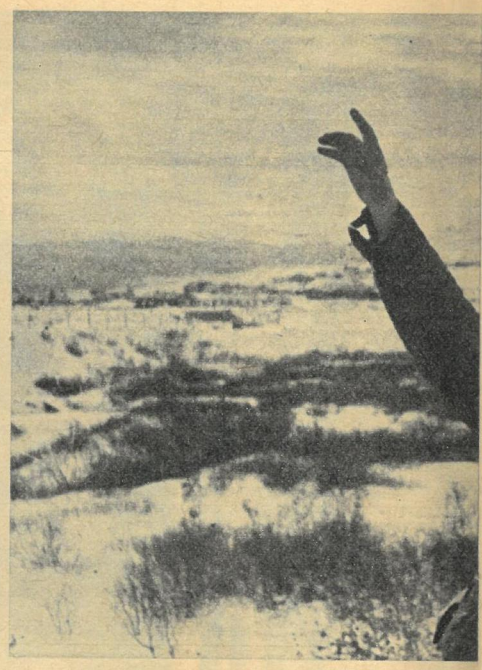
Aus der Notwendigkeit, die Ereignisse und Eindrücke exakt wiederzugeben, erwuchsen Frontnotizbücher und Kriegstagebücher, die dem Erzähler und Romancier als Grundlage für sein episches Werk dienten. Was er sah und erlebte, unterschied sich nicht wesentlich von dem, was seine Landsleute täglich erlebten. Er verarbeitete den Erlebnisstoff nur anders – jede irgendwie beziehungsreiche Episode, jede bemerkenswerte Begegnung mündet in den breiten Strom einer fortgesetzt dahinfließenden Erzäh-

Die Tagebücher des Konstantin Simonow

lung über das Drama des Großen Vaterländischen Krieges, ein epischer Strom, der in der Romantrilogie „Die Lebenden und die Toten“ schließlich seinen Höhepunkt findet. Es wird deshalb auch nicht verwundern, in den erst 1977 herausgegebenen „Kriegstagebüchern“ Personen und Situationen zu begegnen, die in den „Lebenden und Toten“ eine Rolle spielen. Die „Kriegstagebücher“ wiederum, obwohl sie keine Fabel haben, lesen sich wie ein Roman. Und obwohl dieser „Roman“ eigentlich keine sonst notwendig begrenzte Personage aufweist, besitzt er dennoch einen uns durch alle Seiten begleitenden Helden: den Berichterstatter, den Ich-Erzähler Simonow, der das riesige Ensemble handelnder Personen mit fesselnder Genauigkeit zusammenhält. Authentische Personen, authentische Ereignisse, gespiegelt im beobachtenden und mithandelnden Subjekt – eine Dokumentarprosa, ebenso erregend wie die Lektüre der Romane und Erzählungen. Hinzu kommt, daß der Autor der „Tagebücher“ seine Aufzeichnungen von damals kommentiert, ergänzt, konfrontiert mit seinen Erinnerungen mehr als dreißig Jahre danach. Diesen Kommentaren und Korrekturen aus der Sicht von 1977 liegt reichhaltiges Archivmaterial zugrunde. In den „Kriegstagebüchern“, die weder Memoiren eines Berufssoldaten, noch Arbeiten eines Historikers sein wollen, tritt uns der Mensch Simonow entgegen, wie er gedacht und gefühlt hat, wie er „mit eigenen Augen einen Bruchteil des Geschehens im Großen Vaterländischen Krieg gesehen hat“.

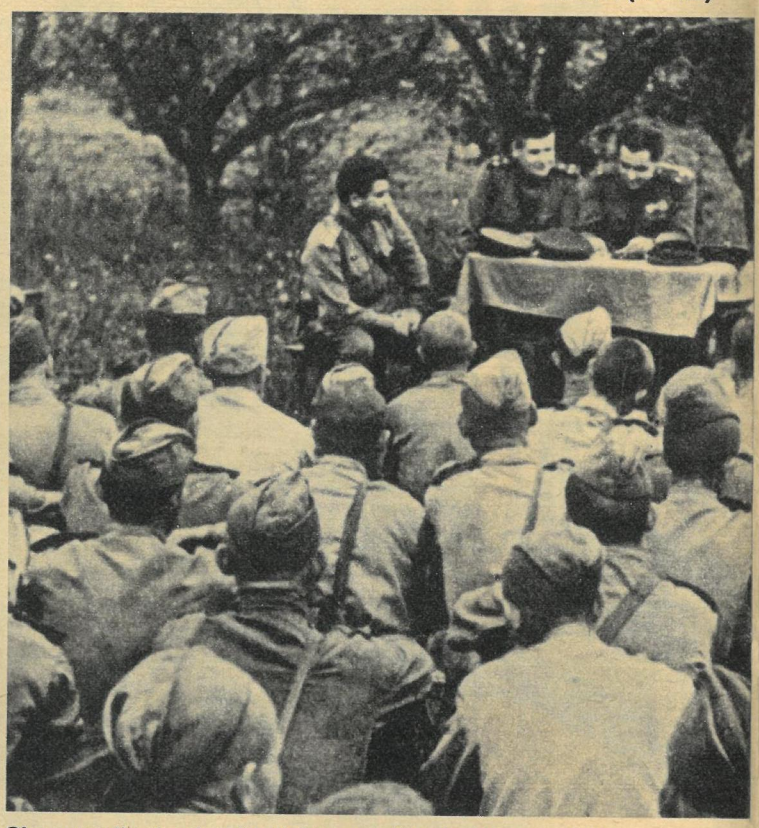
Die Tragödie des Rückzugs an der Westfront 1941, der folgende entschlossene Widerstand, die große Sammlung der Kräfte, der triumphale Aufschwung, der opferreiche Vormarsch und schließlich der Sturm auf die „Höhle des Wolfes“ – Konstantin Simonow hat diesem monumentalen Epos der Wirklichkeit umfassend und tief Gestalt gegeben. Immer unterwegs, fast täglich woanders, hat er neben seinen einigen hundert Frontberichten, Reportagen und Skizzen während der vier Kriegsjahre zwei Gedichtbände, drei Theaterstücke und den Stalingrad-Roman „Tage und Nächte“ geschrieben. In der Endphase des Krieges war er überall dabei, wo „Geschichte gemacht wurde“. Eindringlich ist sein Bericht von der Unterzeichnung der Kapitulation Hitlerdeutschlands,

Sommer 1941 – Simonow (Mitte) am Frontabschnitt Smolensk



Simonow (rechts) –

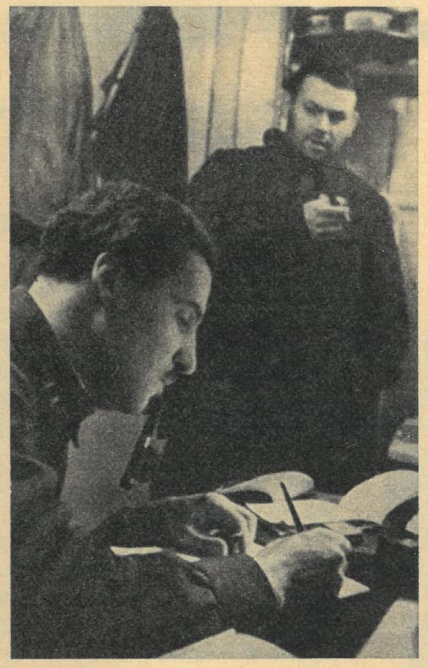
Der Filmdokumentarist Roman Karmen und Konstantin Simonow 1943 nach der Befreiung von Wjasma



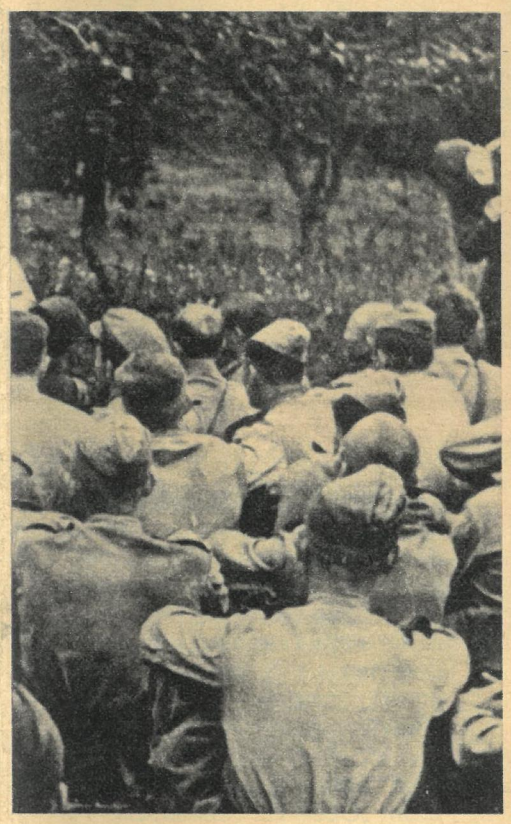
Simonow liest seine Gedichte vor, Kursker Bogen 1943

Frontkorrespondent Simonow (rechts) in Stalingrad 1943

1942 an der karelischen Front



Simonow mit Mischa Bernstein, dem Prototyp seines Fotoreporters Weinstein in „Die Lebenden und die Toten“



Simonow 1945 vor der Reichskanzlei

unvergeßlich das Bild, das er von den letzten großen Kämpfen um und in Berlin entwirft, erschütternd immer wieder die zahlreichen tragischen Schicksale, die er zur Mahnung für uns festhält. Als er am 25. April 1945 Augenzeuge der Begegnung amerikanischer und sowjetischer Truppen an der Elbe bei Torgau wird, empfindet er nichts als Freude. Noch ist diese nicht von jenen Zweifeln und Befürchtungen belastet, denen er schon ein Jahr später, betroffen über die jähe Wendung der Haltung des offiziellen Amerika gegenüber der Sowjetunion, in seinem Schauspiel „Die Russische Frage“ Ausdruck verleiht.

Held dieses Stückes ist der amerikanische Journalist Smith, der den Auftrag erhält, nach Rußland zu fahren, um einen antisowjetischen Reisebericht zu schreiben. Kaum, daß die Waffen schweigen, der gemeinsame Feind am Boden liegt, erheben die reaktionärsten Kräfte in den USA ein Geschrei: „Die Russen wollen Krieg! Sie wollen Amerika erobern!“ Der Reisebericht des Journalisten Smith soll diese absurde Behauptung stützen. Smith aber, der sich an Ort und Stelle vom Friedenswillen der Russen überzeugt, will nicht für seine Auftraggeber lügen, er schreibt die Wahrheit, auch wenn er dafür einen hohen Preis zahlen muß. „Diese ‚Russische Frage‘“, läßt Simonow seinen Helden sagen, „... ist ein Prüfstein, an dem man auf der ganzen Welt die Ehrlichkeit und Anständigkeit der Menschen erprobt.“ Eine Feststellung, die auch nach vierzig Jahren, wie sich zeigt, nichts an Wahrheit eingebüßt hat. Gegen Ende des Krieges, als sowjetische Truppen schon auf deutschem Boden kämpften, beschäftigte Simonow mehr und mehr die Frage, wie es möglich war, daß Millionen Deutsche das Hitlerregime nicht nur akzeptiert, sondern teilweise bis zum bitteren Ende unterstützt hatten. Auf seinem Weg in die Zitadelle des Faschismus sprach der Schriftsteller mit Deutschen unterschiedlichster Herkunft und Auffassungen. Den Antworten, die ihm auf seine Fragen gegeben wurden, begegnete er mit äußerstem Mißtrauen. Noch unter dem Eindruck der Nazigreuel von Maidanek und Auschwitz, der vierjährigen übermenschlichen Anstrengungen des Sowjetvolkes, die faschistische Kriegsmaschine zu zerschlagen, erschienen ihm alle Deutschen schuldhaft verstrickt. Wie sollte es mit ihnen weitergehen? Da erinnerte er sich an ein Foto in einem illustrierten Hitlerbuch aus dem Jahre 1934 mit der Bildunterschrift: Trommler der Nation. Hunderte von Hitlerjungen stehen auf einer breitausladenden, scheinbar endlos aufwärtsstrebenden Treppe und rühren ihre Landsknechtstrommeln. Die damals dreizehn- oder fünfzehnjährigen Jungen sind sieben Jahre weiter Kern der deutschen Aggressionsarmee. „Diese Kinder“, so erklärte Simonow 1945, „konnten bis an ihr Lebensende nicht mehr umerzogen werden.“ 1977 jedoch korrigierte der Schriftsteller diese seine Meinung. „Wenn man verstehen will“, so schrieb er nun, „welche Wandlungen meine Ansichten, Auffassungen und Gefühle seitdem durchlaufen haben, muß man von damals ausgehen. Nur dann kann man die immensen psychologischen Schwierigkeiten in dem allmählichen Wandlungsprozeß dieser Meinungen und Gefühle ermessen, denen zufolge ich unfähig war, den komplizierten sozialen Begriff, der hinter dem Wort ‚Deutscher‘ stand, zu analysieren.“

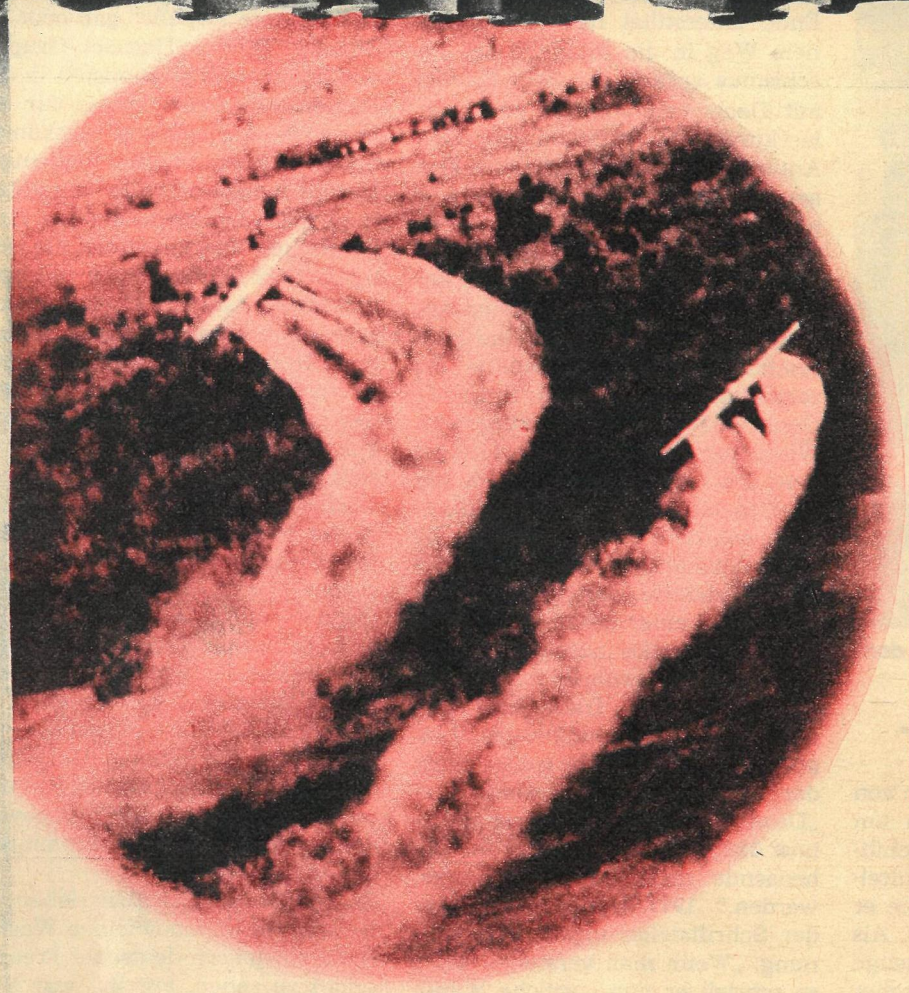
Konstantin Simonow gehörte zu den sowjetischen Schriftstellern, die sich nach 1945 unmittelbar um ein neues Verhältnis zu den Deutschen bemühten. Natürlich brauchte dies seine Zeit. Aber es wurde durch die Tatsache erleichtert, daß deutsche Antifaschisten erbitterten Widerstand gegen die Nazidiktatur geleistet hatten, daß es die „Rote Kapelle“ gab oder die Schulze Boysen/Harnack-Gruppe, daß deutsche Kommunisten in den Reihen der Sowjetarmee für ein besseres Deutschland gekämpft hatten. Aber auch denjenigen konnte der Schriftsteller seine Achtung nicht versagen, die aus ihrer politischen Vergangenheit die richtigen Schlußfolgerungen gezogen und am Aufbau eines neuen, demokratischen Staates mitgewirkt hatten. „Unter meinen heutigen deutschen Freunden, Menschen meiner Generation“, schreibt Simonow kurz vor seinem Tode, „befindet sich nicht nur der Sohn eines antifaschistischen Emigranten, der 44 in der Uniform eines sowjetischen Leutnants unter deutschem Kugelregen – ein Sprachrohr in der Hand – durch Niemandsland lief und deutsche Soldaten vor dem Tod bewahrte, sondern auch der Bordschütze und Funker eines 43 bei Leningrad abgeschossenen Bombers... Er hatte in Gefangenschaft die Antifaschule besucht und war schließlich Kommunist geworden – einer von jenen Trommlern des Jahres 1934.“

Es ist keineswegs übertrieben, in Konstantin Simonow einen Wegbereiter sowjetisch-deutscher Freundschaft zu sehen. Für ihn war Verständigung und Solidarität zwischen den Völkern Voraussetzung einer Welt des Friedens. Sein Gesamtwerk, in dessen Mittelpunkt die Darstellung des Menschen im Krieg steht, ist eine einzige Beschwörung eines Zustands, den die Menschheit für ihren Fortbestand braucht. „Wenn alles, was ich über die vier Jahre geschrieben habe, wenigstens einen gewissen Eindruck davon vermittelt, was der Krieg war, und einmal mehr dazu anregt, es zu keinem dritten Weltkrieg kommen zu lassen, so habe ich diesem Gefühl und diesem Gedanken nichts hinzuzufügen...“

Helmut Zemke

Fotos: Chaldej (4), Selma (2), Chalip, Tjomin, Hensky, TASS.

Mit Ernst Busch, auf den Simonow ein Gedicht schrieb, im Jahre 1964



Als der gelbe Regen kam

Eine hintergründige Posse in mehreren Akten

PROLOG

Die UNO hat den Vorschlag der DDR und ČSSR, eine chemiewaffenfreie Zone in Mitteleuropa zu schaffen, zum offiziellen Dokument erhoben. Als dieser Vorschlag gerade in die Welt tritt, meldet sich die BRD-Zeitung „Die Welt". Ob denn schon vergessen sei, fragt sie scheinheilig, daß die Sowjetunion chemische Waffen zum Beispiel in Laos und Kampuchea eingesetzt habe und noch einsetze? Solle man eine chemiewaffenfreie Zone einrichten, wenn im Rücken Europas die Sowjetunion „gelben Regen" fallen läßt?

1. AKT,

in dem ein Blatt und ein Stengel die Hauptrollen übernehmen

Fast zehn Jahre zurück. Vietnam, Laos und Kampuchea haben die USA und ihre Vasallen vertrieben und kämpfen gegen die Konterrevolution, die von außen Unterstützung findet. In dieser Situation wollen einige windige US-Blätter entdeckt haben, daß sich der Regen in diesen Ländern gelb färbt und die Menschen sterben läßt. Da ist er plötzlich, der „gelbe Regen". Im Jahre 1981 bezichtigen die USA die Sowjetunion, der Regierung von Laos Giftgas für den Einsatz überantwortet zu haben. Die laotische Regierung weist diese Erfindungen energisch zurück. Da trumpft der ehemalige glücklose US-Außenminister Haig auf: Er habe Sachbeweise an der Hand. Und präsentiert der erwartungsvollen Zuhörerschaft ein seitenlanges Bulletin, in dem ein Pflanzenstengel und ein Blatt von einem Strauch in Kampuchea eine gewichtige Rolle spielen. Enttäuschung und Skepsis machen sich breit, denn ein Blättchen samt Stengelchen, und nicht einmal in natura vorgeführt, sind dürftige Indizien.

Die Spannung unter den Zuhörern läßt nach, und selbst im US-Kongreß kratzt man sich verlegen die Nase.
Doch Haig läßt nicht locker. Die „Frankfurter Allgemeine Zeitung" – kurz FAZ – kolportiert im März 1982 einen Bericht der USA-Regierung, wonach außer Blättern und Stielen auch „Aussagen" von betroffenen „Flüchtlingen" und „Überläufern" angeboten werden. Doch dieser „Beweis" gerät ins Zwielicht, weil die FAZ im gleichen Beitrag auch mitteilt, daß „hohe Beamte des Außenministeriums" die Ansicht vertreten, daß „diese Beweise noch nicht ausreichten".
Das skeptische und nachdenkliche Nasenkratzen hört nicht auf. Wo sind die „Flüchtlinge" und „Überläufer"? Einige könnte man schon vorzeigen, doch sie erfreuen sich leider blühender Gesundheit.

2. AKT,

in dem nach den Regenopfern gesucht wird

Die australische Regierung willigt zu Beginn der achtziger Jahre ein, der USA-Regierung bei der Spurensuche behilflich zu sein. Auf verschlungenen Pfaden werden auch ihr Blätter und Stengel aus dem Tropenwald von Laos zugeleitet. Die Untersuchung dieser Pflanzenteile löst bei den Wissenschaftlern Kopfschütteln aus und die Vermutung, daß diese Indizien präpariert seien.
„Der Untersuchungsbericht der Wissenschaftler des australischen Verteidigungsministeriums lag bereits im Juni 1982 vor, ist aber erst jetzt von der neuen Labour-Regierung veröffentlicht worden. Er wurde offenbar von der früheren Regierung Fraser mit Rücksicht auf die amerikanischen Verbündeten geheimgehalten." So vermeldet der Westberliner „Tagesspiegel" im März 1983.
Doch siehe, die australische Regierung scheint nicht die einzige zu sein, die den USA eine Bloßstellung ersparen wollte. Ebenfalls im März 1983 plaudert der englische „Observer" aus, daß „bei einer Untersuchung angeblich verseuchter Pflanzenblätter und Kieselsteine aus Indochina kein Gift, dafür aber gelber Blütenstaub festgestellt worden ist, der sich mit einer nicht identifizierten Substanz zu einer klebrigen Masse verbunden habe".
Auch diese Erkenntnisse aus dem Jahre 1982 werden nicht sofort publiziert, weil die Thatcher-Regierung „in eine peinliche Situation gegenüber den USA" hätte geraten können, krönt „Observer" seinen Bericht.
Mit Stengeln und Blättern haben die USA wenig Glück. Wie steht es aber nun mit den vielen „Opfern des gelben Regens"? Sie bleiben unauffindbar. Etwas anderes wird jedoch bekannt. Zwei ehemalige amerikanische Entwicklungshelfer, Jacqui Chagnon und Roger Rumpf, bereisen Anfang 1983 mit Genehmigung der laotischen Regierung einige Landesteile. „In dem Erfahrungsbericht der beiden Entwicklungshelfer, der in der Zeitschrift ‚Southeast Asia Chronicle' erscheint, wird der gelbe Regen als eine Mischung von Märchen, Gerüchten und Widersprüchen bezeichnet. So werde immer wieder auf Nebel und Rauch hingewiesen, von Flugzeugen werde jedoch nie gesprochen. Auch über den Zeitpunkt der Vergiftungen würden unterschiedliche Angaben ge-

macht. Wahrscheinlich beruhen die meisten Todesfälle in diesem stark von Malaria verseuchten Gebiet auf parasitären Infektionen. Um die Wahrheit über den gelben Regen herauszufinden, empfehlen Chagnon und Rumpf vor allem, die Berichte der Flüchtlinge und der Geheimdienste kritisch miteinander zu vergleichen." Ein trefflicher Rat der beiden, der im übrigen von derselben FAZ kredenzt wird, die zuvor noch den „gelben Regen" geradezu roch, bevor er noch fiel. Zwischen beiden Veröffentlichungen der FAZ liegt etwas mehr als ein Jahr.
Die beiden Amerikaner wägen dieselben Gedanken, die zuvor schon von anderen ausgesprochen wurden: In den Berichten der „Flüchtlinge" reflektieren sich in erstaunlicher Übereinstimmung die Gerüchte, die über westliche Massenmedien und konterrevolutionäre Buschkämpfer ins Land hineingetragen werden. Hinzu kommt, daß einige Stämme in ihrer Unkenntnis vom politischen Hintergrund dieser Lügen und Gerüchte allzu leicht der psychologischen Kriegsführung aufsitzen. Ja, es sterben Leute, mitunter nicht wenige, doch ihrem Infektionstod ging nie ein „gelber Regen" voraus. Sind das die Toten, von denen die „Flüchtlinge" und „Freiheitskämpfer" zu berichten wissen?

3. AKT,

in dem Bienen die Antwort geben

Nicht nur die FAZ empfindet den Mangel an tatsächlichen Beweisen als zutiefst demoralisierend, auch einige andere bürgerliche Presseorgane ziehen sich entnervt aus der Kampagne um den „gelben Regen" zurück. Vorläufig jedenfalls. Diese Flucht aus dem Gerüchtedschungel hat einen einleuchtenden Grund: Es gibt in der Tat den „gelben Regen"!
Fünf namhafte amerikanische Wissenschaftler läßt das vielfache Gerede über den ominösen Regen nicht ruhen. Sie fahren vor Ort, nach Südostasien, und werden Augenzeugen des „gelben Regens". Sie machen sich an die Analyse und stellen fest: Der „gelbe Regen" besteht aus im Flug von Bienen abgesonderten Exkrementen, die Blütenstaub enthalten. In ihrem Bericht heißt es: „Die in Südostasien beheimateten Bienen bleiben den ganzen Winter über ohne Defäkation (Kotentleerung) in ihren Stöcken. Im Frühjahr unternehmen sie einen Reinigungsflug, bei dem sie Tröpfchen von Exkrementen absondern, die verdaute Blütenstaubteile enthalten ... Die Reinigungsflüge im Frühjahr erklären wohl auch, warum giftige Proben des ‚gelben Regens' nur im Februar, März und April entdeckt worden sind."
Ungefähr zur selben Zeit, auch im Frühjahr 1983, untersucht Professor M. Meselson von der Harvard-Universität das Phänomen der „klebrigen Masse", das manchen anderen Wissenschaftlern zuvor unerklärlich blieb. Meselson erläutert: Einige Fusarienarten ernähren sich von Pollen. Die Trichothecenen, um deren Gift in den USA so viel Aufhebens gemacht wurde, sind giftige Substanzen, die von verschiedenen Fusarien, einer Pilzgattung, gebildet werden. Es erweist sich, daß Haigs Blättchen und Stengelchen höchstwahrscheinlich keine falschen Zeugen waren, sie wurden nur irreführend befragt.
Die „New York Times", die im Juni 1983 die Untersuchung der fünf Wissenschaftler veröffentlicht, kommentiert: „Die These der Administration hinkte von Anfang an, weil der ‚gelbe Regen' zuwenig Gift enthält, um eine wirksame Waffe zu sein ... Die von den Vereinigten Staaten erhobenen Beschuldigungen habe die Beziehung zur Sowjetunion vergiftet und das Vertrauen zu ihr hinsichtlich der Einhaltung von Verträgen untergraben."

4. AKT,

in dem ein General aus dem Dunkel tritt

Der letzte Satz ist wichtig und nötigt uns, die Posse von einem anderen Gesichtspunkt noch einmal von vorn zu beginnen.
1980 ermächtigt der amerikanische Kongreß das Pentagon, neue Produktionsstätten für binäre Kampfgase zu errichten. Zu dieser Zeit tröpfelt aus dem Gazettenhimmel der „gelbe Regen" noch keineswegs beunruhigend. Von den großen Blättern füllt allerdings das „Wall Street Journal", das Blatt der Geschäftswelt, ihre Ausgaben mit fünfzig (!) Artikeln über das bedrohliche Ausmaß des „gelben Regens".
Nicht lange zuvor, im Juni 1980, haben die USA die Verhandlungen mit der Sowjetunion über das Verbot und die Vernichtung chemischer Waffen einseitig abgebrochen. Der Verhandlungsabbruch und der Beschluß, neue Produktionsstätten für binäre chemische Kampfstoffe zu errichten, fallen somit in ein und dasselbe Jahr.
Schließlich greift der Präsident 1982 höchstpersönlich in die Kampagne um den „gelben Regen" ein und bezichtigt die Sowjetunion des Giftgaseinsatzes. Die Medien seines Landes haben noch nicht recht Front bezogen, da kommt Schützenhilfe aus einer anderen Ecke. Springers „Berliner Morgenpost" suchte und fand einen Gewährsmann, der nun im März 1982 bereit ist zu beeiden, daß die „Sowjets sich bisher dagegen gewehrt hätten, die C-Waffen der Rüstungskontrolle zu unterwerfen". Der ehemalige stellvertretende NATO-Oberbefehlshaber, BRD-General Gerd Schmückle, glaubt es sich schuldig, dem atlantischen Alliierten beizuspringen – und fällt auf die Nase. Die Unterlagen über die Beratungen und die Vertragsentwürfe zu Problemen der Abrüstung sind noch nicht zu alt und verstaubt, um unleserlich zu sein. Die sowjetische Presseagentur APN stellt lakonisch fest: „Ein General lügt" und unterbreitet die Schriftstücke, von denen der Westen glaubte, sie seien längst der Vergessenheit anheimgefallen.

Ein Zwischenspiel, in dem nur Jahreszahlen fallen

Schon im März 1952 legt die UdSSR der Abrüstungskommission der UNO einen Vertragsentwurf vor, in dem das totale Verbot atomarer, chemischer und bakteriologischer Waffen gefordert wird. Dieser Vorschlag findet den verärgerten Einwurf eines hohen NATO-Beamten: „Der Vertreter der Sowjetunion bekräftigt, daß wir unsere Arbeit mit dem unverzüglichen Verbot der Anwendung der Atomwaffen und anderer Massenvernichtungswaffen beginnen sollen. Die Hartnäckigkeit, mit der die Sowjetunion seit 1946 diesen Standpunkt vertritt, ist die Ursache dafür, daß auf dem Weg der Abrüstung keinerlei Ergebnisse erreicht wurden ..."
Eine demaskierende Äußerung, die jedoch ungewollt aussagt, daß die Sowjetunion es ist, die mit Hartnäckigkeit auf die Demontage aller Massenvernichtungsmittel drängt. Diesem Vorschlag folgen dann ähnliche im September 1953, im Januar 1954, im Juni 1954, im September 1959, im September 1961, im März 1962, im September 1969 ...
Schließlich wird im April 1972 eine Konvention unterzeichnet, die bakteriologische und biologische Waffen verbietet. Auf ausdrückliche Weigerung seitens der USA kommt die erste sowjetische Fassung, in der auch das Verbot der chemischen Waffen gefordert ist, nicht zur Abstimmung. Die USA befassen sich zu dieser Zeit mit der massenhaften Vernichtung vietnamesischer Wälder durch chemische Gifte (siehe unser Foto). Nicht wiedergutzumachende Langzeitschäden werden den Menschen, ihrem Erbgut und der Natur zugefügt. Die von den USA einseitig abgebrochenen Verhandlungen über das Verbot und die Vernichtung chemischer Waffen liegen gerade erst zwei Jahre zurück, als der General Schmückle 1982 mit seinem Elaborat an die Öffentlichkeit tritt.

EPILOG

Als nun ein Großteil der amerikanischen Massenmedien, unter dem massiven Druck der Regierung, den „gelben Regen" zu akzeptieren bereit ist, erfolgt die überraschende Wissenschaftleranalyse über die Herkunft besagten Regens. Doch niemand in der Regierung nimmt die Wahrheit zur Kenntnis. Der „gelbe Regen" wird in vielen Medien weiterhin in eine bedrohliche rote Flut umgefärbt. Als Alibi für die chemische Aufrüstung der USA ist dieser Regen geradezu unabdingbar. Der neue Werkkomplex für die Produktion von C-Waffen in Pine Bluff – wie erinnerlich schon 1980 in Auftrag gegeben – steht bereit und frißt, sozusagen als Vorspeise, die ersten 155 Millionen Dollar. Das ganze Menü wird 2,6 Milliarden, voraussichtlich jedoch 10 in den nächsten fünf Jahren betragen. Wem das zugute kommt, dürfte im Börsenteil des „Wall Street Journal" stehen, einer Zeitschrift, der der „gelbe Regen" als erfrischendes Naß für einiges Aktiensaatgut dünkt und die vielleicht demnächst mit der Schlagzeile kommt: „Giftige Bienen im Dienste Moskaus!"

Hans Bergmann

Foto: Archiv, Montage: P. Matzke

Die Bändigung des Wachsch begann 1934

Alpinistisch geschulte Staudammarbeiter

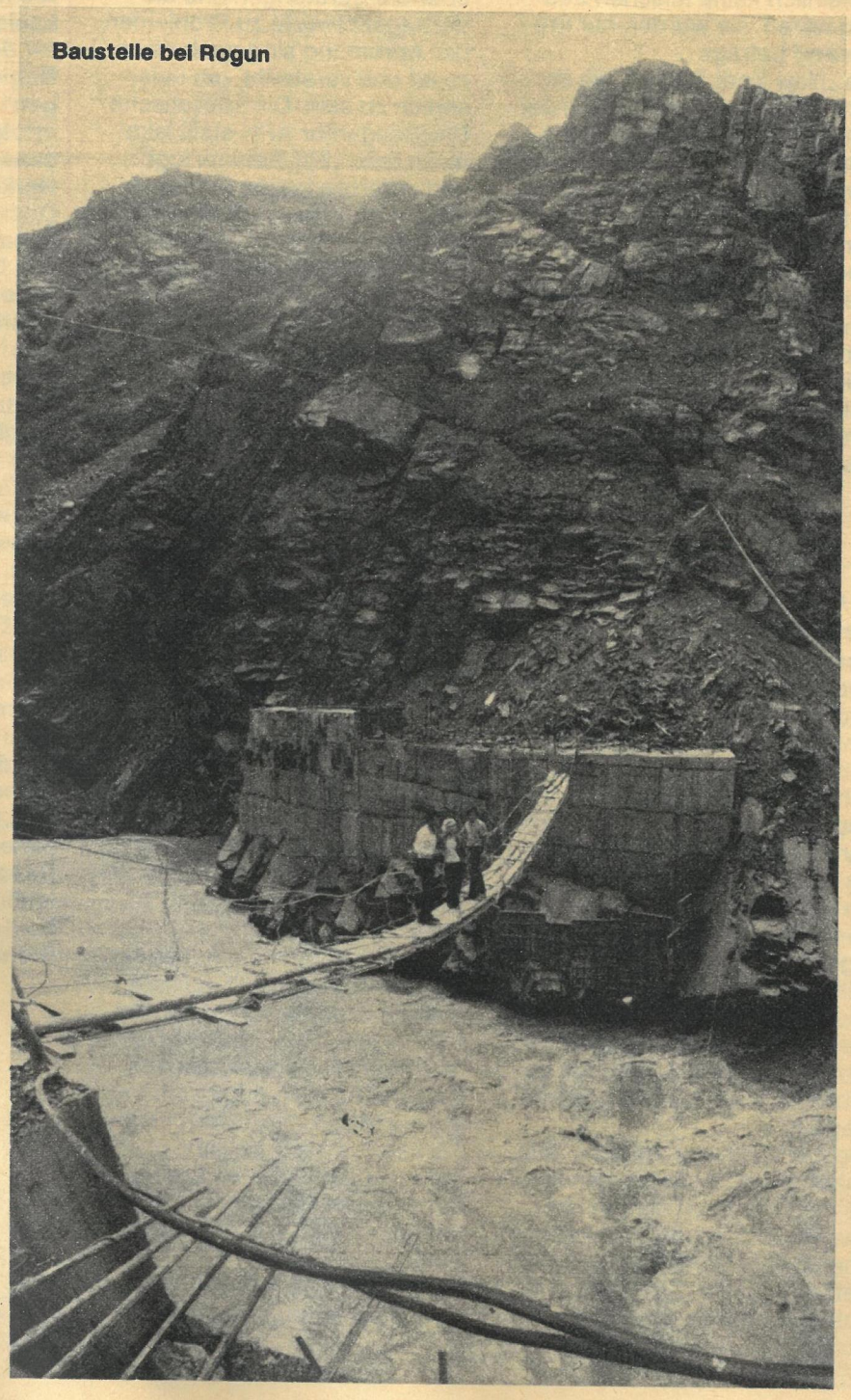
Kraft

Im Leserauftrag

Kürzlich las ich von einer Wachsch-Kaskade. Meines Wissens fließt der Wachsch durch Tadshikistan, und bekannt ist mir auch das Kraftwerk Nurek. Sie haben, glaube ich, vor Jahren darüber berichtet; nun wüßte ich gerne, was es mit dieser Kaskade auf sich hat.

Henriette Örtzen, Leipzig

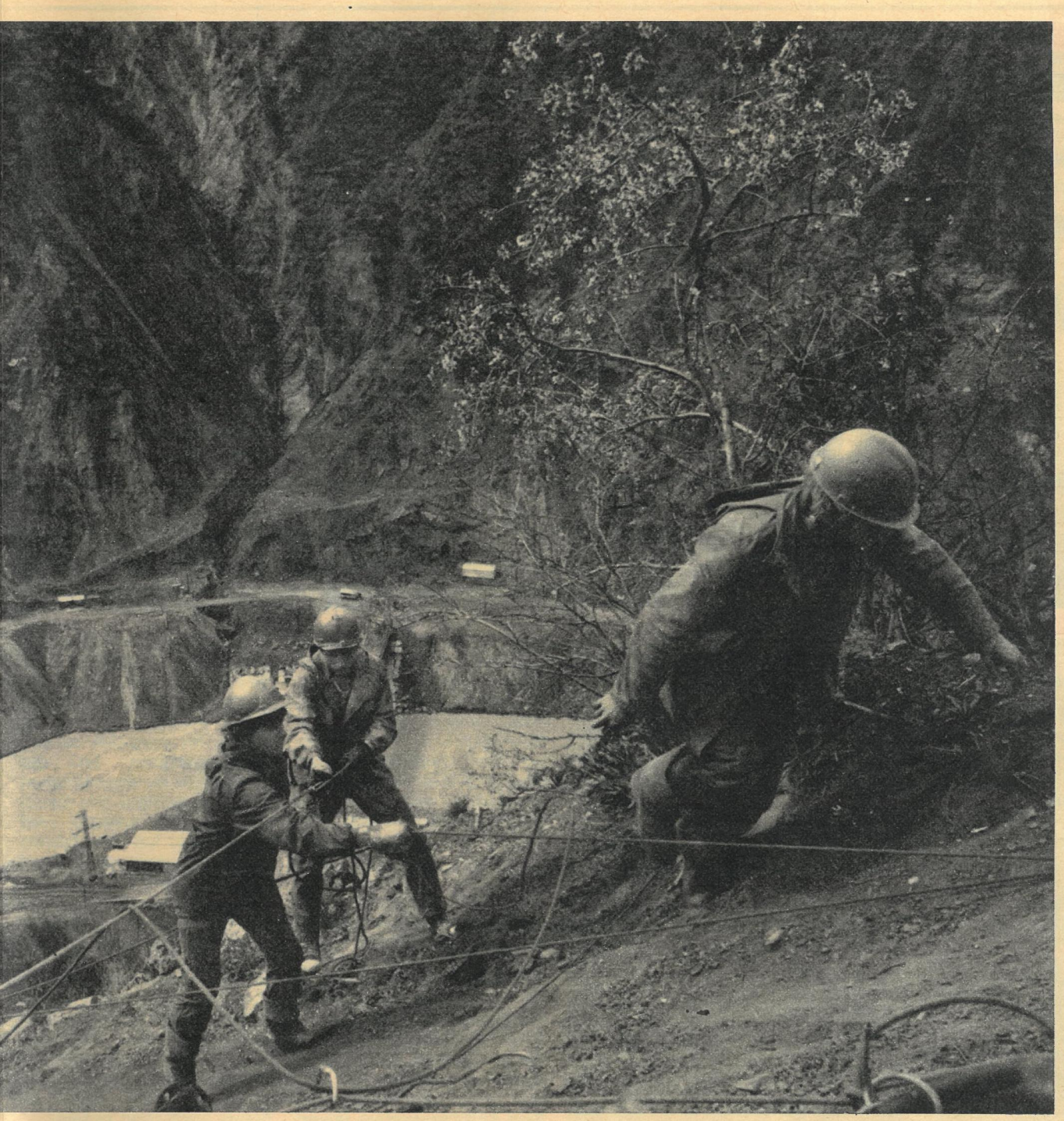
Baustelle bei Rogun



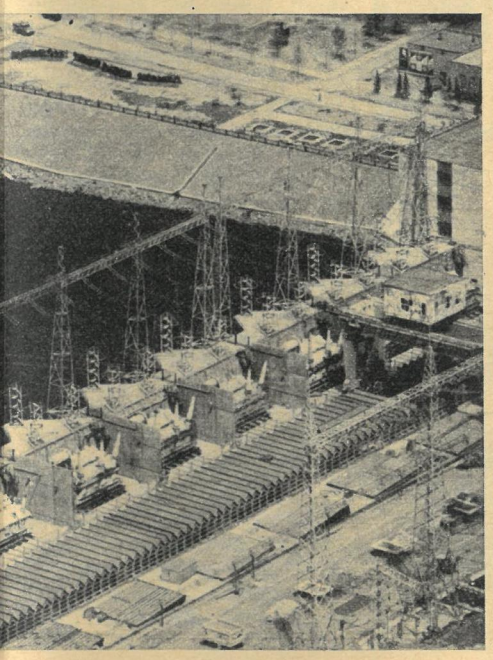
In den Sagen der Alten ist überliefert, daß während der Sommerhitze die Vögel tot zu Boden gestürzt sein sollen: Ins „Tal des Todes", in dem heute die Stadt Nurek liegt...

Seit den dreißiger Jahren versuchten tadshikische Bauern mit Hilfe sowjetrussischer Technik mittels notdürftiger Absperrungen ihre Baumwollfelder zu bewässern. Der Wachsch entspringt im Pamir, in 3600 Meter Höhe. In jedem Frühjahr, wenn die zahlreichen Gletscher ihr Schmelzwasser zu Tal schickten, riß es die primitiven Auffanganlagen der Bauern mit sich. Etwa 20 Milliarden Kubikmeter Wasser führt der Wachsch dem Pjandsh an der afghanischen Grenze zu. Energetiker haben errechnet, daß diese Wassermassen und ihr Gefälle einer Energiemenge von 10 000 Megawatt entsprechen. Seit 1979 ist das Wasserkraftwerk von Nurek dem Netz angeschlossen und speist 2700 Megawatt ein. Sein Staudamm ist heute noch der höchste in der Sowjetunion: 300 Meter reicht die Dammkrone von einem Uferfelsen des

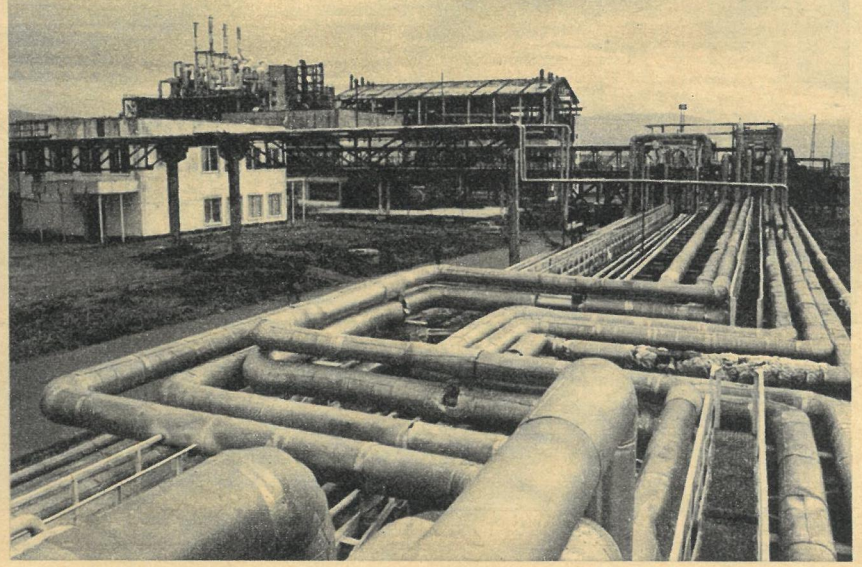
Volle Kraft voraus: Nurek 1985



aus dem Wachsch



Elektrochemisches Kombinat Jawan



Stausees zum anderen. Es galt als Jahrhundertbauwerk: nicht aus einem Spannbeton-Bogen errichtet, sondern aus Schotter und Ton aufgeschüttet. Tadshikistan ist häufig – wie erst kürzlich geschehen – von Erdbeben geschüttelt. Deshalb sind im Staudamm außer den Turbinenhallen auch seismologische Meßinstrumente installiert, dauernd von Erdbeben-Fachleuten kontrolliert.

Zuvor waren im unteren Flußlauf bereits einige kleinere Kraftwerke entstanden, die aber über lokale Bedeutung nicht hinausreichten. Nun soll der Wachsch noch mehr Elektroenergie erwirtschaften. Die Gletschergewässer stehen für die Sommerdürren der Landwirtschaft bereit, aber auch für die kontinuierliche Stromerzeugung. Das im Bau befindliche Kraftwerk Rogun, oberhalb von Nurek, soll einen 35 Meter höheren Staudamm und einen noch längeren Stausee erhalten. Wie für Nurek wird auch in Rogun eine gleichnamige Stadt mitaufgebaut. Bis dieses Kraftwerk fertiggestellt ist, dürften allerdings noch 15 Jahre vergehen. Ebenso wie in Nurek ist geplant, auch hier vor der Fertigstellung des Dammes bereits das erste Aggregat ans Netz anzuschließen. Insgesamt sieben Kraftwerke sollen kaskadenartig den Wachsch bändigen und ihm Energie entnehmen. Es sind: das Zentralkraftwerk (in Betrieb), das Perepadnaer (in Betrieb), das Golowaer (in Betrieb), das Sangtudinaer (Grundstein gelegt), das Baipasinsker (1. Aggregat fertig), das Kraftwerk Nurek (in Betrieb) und das Rogunsker (in Bau). Die ökonomischen Absichten dieser Kaskade beschränken sich längst nicht mehr auf die Bewässerung der Landwirtschaft Tadshikistans. Schon heute liefert Tadshikistan Strom an die benachbarten mittelasiatischen Sowjetrepubliken. Und auch im Lande selbst ist der Strom wichtigste Voraussetzung für die weitere Industrialisierung. In Tursunade sind ein Aluminiumwerk und eine Porzellanfabrik entstanden. Im Jawan-Tal wächst ein elektrochemisches Kombinat weiter. In der Hauptstadt Duschanbe entwickelte sich neben der traditionellen Kleinindustrie ein neues Baumwollverarbeitungskombinat. Der Bau von Textilmaschinen ist als nächster Schritt der Industrialisierung von Duschanbe vorgesehen. Die kinderreichste Republik der Sowjetunion schafft Arbeitsplätze für die nächsten Generationen. Auch in der Landwirtschaft entstehen neue Berufe: Zum Baumwollanbau sind Obst-, Gemüse- und Weinbau gekommen. Der Wachsch hat genug Energie, um die Bewässerung in den Hochtälern zu garantieren!

Und in Schurobsk ist bereits der Platz für ein achtes Kraftwerk festgelegt. Die Kaskade am Wachsch wächst weiter.

Nestor Petrow/APN (Text)
Solomonow/APN, TASS (1) (Fotos)

Nach Testfahrt Serienstart

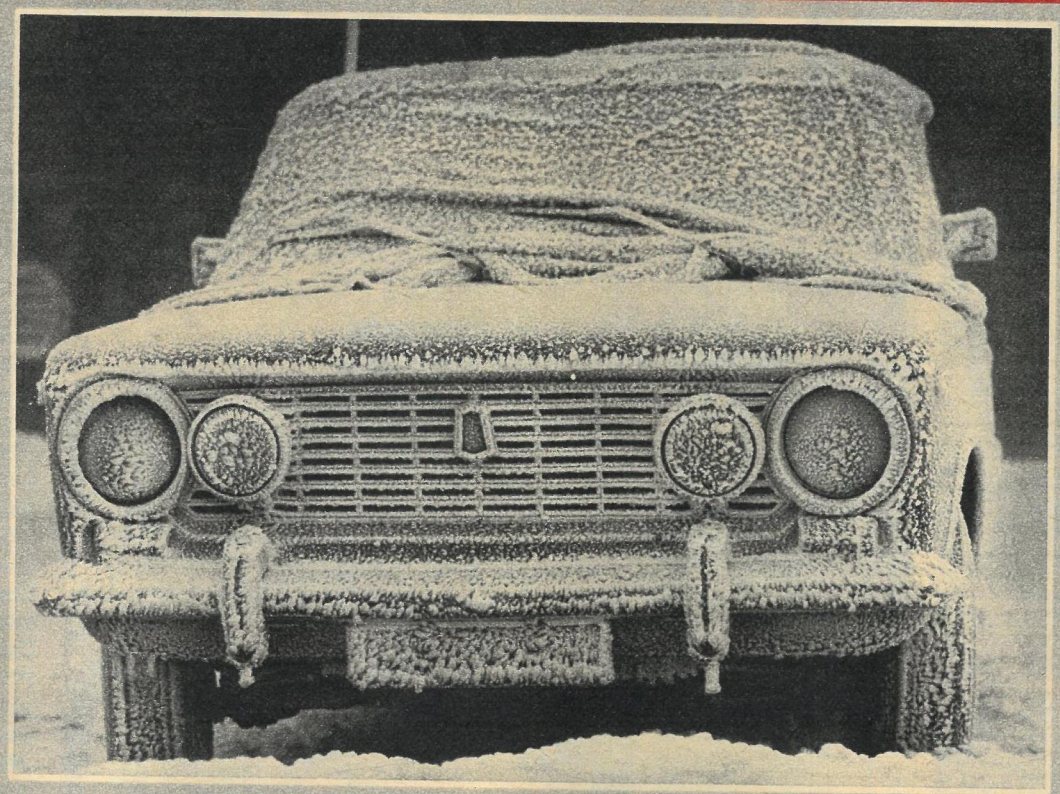
Die Autowerke in Togliatti an der Wolga (WAS steht für Wolshski Awtomobilny Sawod) meldeten den Beginn der Serienfertigung des Jüngsten der LADA-Familie. Der WAS 2108 soll bis Jahresende eine Stückzahl von 35 000 erreichen und gelangt im Herstellerland Sowjetunion dieser Tage zum Verkauf. Unser oberes Foto zeigt die ersten Serienwagen. Ganz junge Vergangenheit sind die abschließenden Testfahrten auf der werkseigenen Versuchsstrecke (unteres Foto), nach denen grünes Licht für die Fließfertigung gegeben wurde. FW berichtete wiederholt über

Konzeption und Entwicklung des neuen Basismodells (zuletzt in Heft 12/85 in einer Gegenüberstellung mit dem „klassischen" WAS 2105). Deshalb hier nur in gedrängter Form Bemerkenswertes über den 85er LADA-Sproß: Er besitzt Frontantrieb; der quer eingebaute Motor wird in drei Hubraumvarianten produziert (1200 cm^3 = 40 kW/55 PS; 1300 cm^3 = 48 kW/65 PS; 1500 cm^3 = 55 kW/75 PS). Der neue Wagen ist zwölf Zentimeter kürzer und rund 100 Kilo leichter als sein Vorgänger. Dennoch ist sein Innenraum sechs Zentimeter länger; die konvexen Seitenfenster machen ihn geräumiger. Der 2108 ist der erste sowjetische Pkw mit dreitüriger Karosserie. Sein Lüftungssystem leistet anderthalbmal mehr als in den früheren Modellen. Das Zweikreisbremssystem arbeitet vorn mit Scheiben-, hinten mit Trommelbremsen und besitzt Unterdruck-Servo. Im Vergleich zu den Vorgängertypen ist der Lärmpegel im Wageninneren deutlich geringer. Die Manövrierfähigkeit erhöhte sich wesentlich: Der Wendekreis verringerte sich von 11,2 auf 10 Meter. Der neue Wagen übernimmt praktisch kein einziges Teil der vorangegangenen Typenreihe, aber Elemente von ihm werden zur Modernisierung der WAS 2105 und WAS 2107 verwendet. Geplante Jahresproduktion (vor allem für den sowjetischen Binnenmarkt): 230 000 Stück. Auf internationalen Messen wurde er bisher noch nicht gezeigt.

K. Semper

Achtung, Herbst!

Dieses Verkehrszeichen gibt es nicht. Aber wenn die Blätter fallen, die Straßen fast ununterbrochen regenfeucht sind, die Nächte länger als die Tage werden, Nebel kommt und der erste Nachtfrost, dann ergeben sich erhöhte Gefahren für alle Verkehrsteilnehmer. Die DDR-Statistik weist nach, daß im Winterhalbjahr rund 30 Pro-



zent der Unfälle durch die schlechten Straßenverhältnisse verursacht und begünstigt werden. Vor allem wird zu schnell gefahren!

Nicht nach der zulässigen Höchstgeschwindigkeit orientieren, sondern nach den Witterungs-, Sicht- und Fahrbahnbedingungen! Auch Fußgänger verursachen zum Beispiel Unfälle, weil sie die verlängerten Bremswege der Fahrzeuge unterschätzen. Bei Dunkelheit ist in jeden dritten Unfall nur ein einzelnes Fahrzeug verwickelt (Abkommen von der Fahrbahn, Umstürzen usw.) – deutliche Hinweise auf selbstüberschätzende Fahrweise!!! In den Monaten Januar, Februar und März ereignen sich mehr Kurvenunfälle als Karambolagen an Kreuzungen und Einmündungen. Ein gefährlicher Irrtum: Wenn gelaugt ist, kann gerast werden... Dann treten ähnliche Bedingungen auf

PS-Nachrichten

DAS MOSKAUER AUTOMOBILWERK „Leninscher Komsomol“ erhält für seine gegenwärtige Rekonstruktion einen Komplex automatischer Schweiß- und Montagelinien für die Grundmodelle des „Moskwitsch 2141“ vom französischen Konzern „Renault“.

DIESELKRAFTSTOFF spart der neue „Sil 130“ aus den Moskauer Lichatschow-Werken nach Testergebnissen auf dem Versuchsgelände Dmitrow um 30 Prozent gegenüber dem Vorgängertyp ein.

EINE VON ZWEI GOLDMEDAILLEN für die DDR auf der diesjährigen Maschinenbaumesse in Brno errang der Simson-Roller SR 50 (unser Foto). Der Jüngste aus Suhl

war bei seinem ersten „Auslandsstart“ ein Volltreffer.

BEI DUNKELHEIT ereigneten sich im letzten Jahr auf DDR-Straßen zwar „nur“ 35 Prozent aller Verkehrsunfälle, sie forderten aber 48 Prozent aller Verkehrstoten.

wie bei leichtem Regen, der die Reifenhaftung auf dem Fahrbahnbelag bereits um 50 Prozent mindert (bei starkem Regen: 75 Prozent!).

Einige Grundregeln für Nebelfahrten:

- **Runter vom Gaspedal, Fahrtempo entsprechend Sichtweite!**
- **Haben entgegenkommende Wagen Licht an, ist mit Nebel zu rechnen.**
- **Möglichst rechts fahren.**
- **Sicherheitsabstand zum Vordermann vergrößern!**
- **Bei Pannen sofort herunter von der Fahrbahn. Im Nebel wirken Warnzeichen so gut wie gar nicht.**
- **Lieber anhalten als ein Risiko eingehen!**

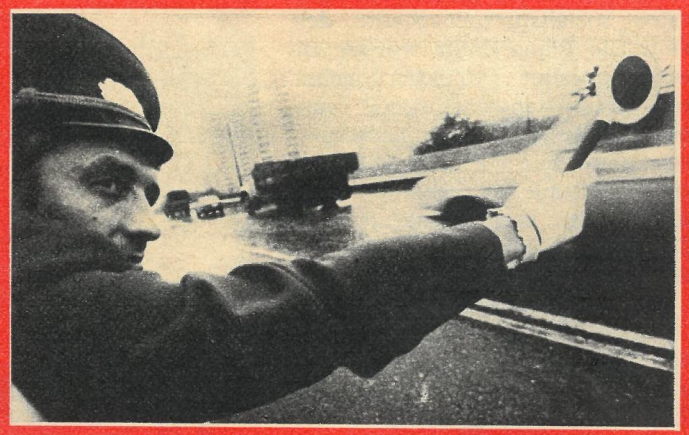
„Achtung, Herbst!“ oder „Achtung, Winter!“ Solche Verkehrszeichen gibt es nicht. Gerade in diesen Jahreszeiten zählt verantwortungsbewußtes Miteinander a l l e r, die sich auf unseren Straßen bewegen!

MAS-Schlepper aus Minsk

Sattelzüge für den grenzüberschreitenden Güterkraftverkehr werden vom Minsker Automobilwerk komplett entwickelt. Das ergibt optimal aufeinander abgestimmte Kombinationen von Triebfahrzeug und Ladungsträger. So entspricht der neue MAS-54322 V8 turbo (Bild) in Form und Technik dem Weltstand in seiner Kategorie. Zusammen mit dem Pritschenauflieger MAS-9397 ergibt sich ein Sattelzug, der bei 42 t Gesamtmasse bis 30 t Nutzlast befördern kann. Die technischen Voraussetzungen dafür sind im wesentlichen eine solide Fahrzeugkonstruktion und zwei zur Wahl stehende 14,850 dm^3/V8-Dieselmotoren. Der JaMS-238 F wird in der UdSSR mit 250 kW (340 PS), der JaMS-238 P mit 217 kW (295 PS), jeweils bei 2100 U/min, beziffert. Gruppenschaltgetriebe mit insgesamt 8 Vw-Gängen, versteifte Kardanwelle und Radnabenplanetenantriebsachse bilden die Kraftübertragung. Höchstgeschwindigkeit bis 110 km/h. – Die Sattelzugmaschine hat einen hochstegigen Leiterrahmen aus legiertem Stahl. Das Achslastverhältnis wurde günstiger, die Grenznutzungsdauer der neuen Hinterachse mehr als verdoppelt. Längsblattfedern mit Teleskopdämpfern, Querstabilisatoren, Hydroservolenkung mit in Höhe und Neigung verstellbarem Lenkrad und nur 6 kp Lenkkraftaufwand, automatisch lastabhängige Bremskraftregelung für die Hinterräder, vereinheitlichte Bremseneinrichtungen sind weitere Einzelheiten des Sattelschleppers – dessen grundüberholungsfreie Fahrstrecke 400 000 km übersteigt. Der Auflieger ist an beide Bremskreise des Motorwagens angeschlossen. Drei Scheibenwischer halten 80 Prozent der Frontscheibe frei. *SHK*

Elektronischer Regulierer

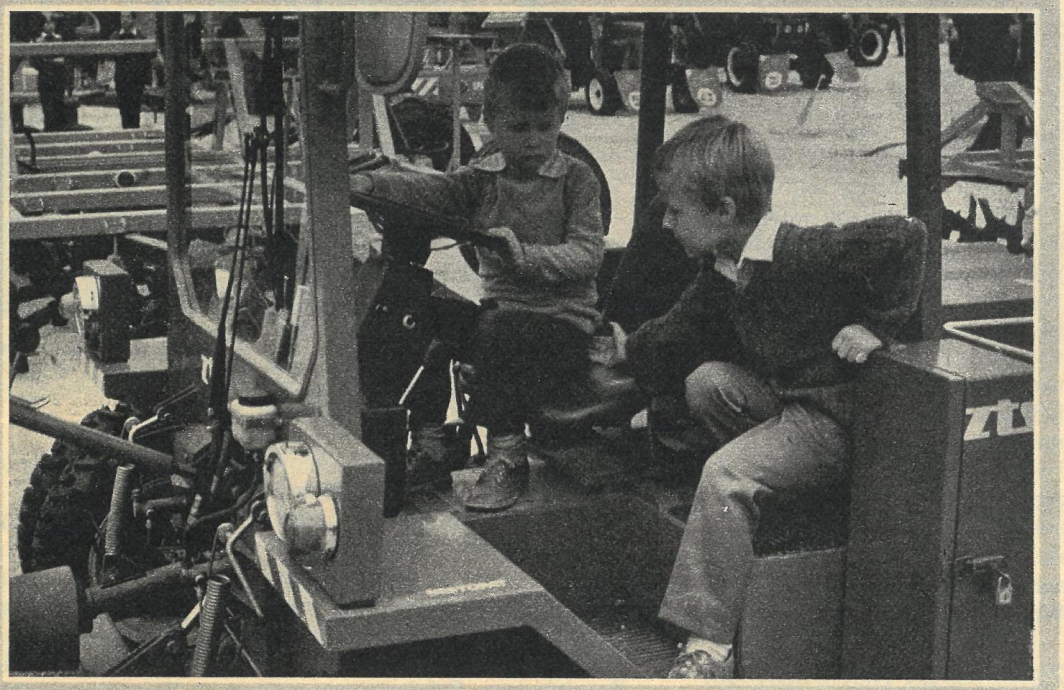
Die Elektronik trat ihren Dienst als Verkehrsregulierer in der sowjetischen Hauptstadt an. Die erste Linie des teleautomatischen Systems „Start“ ist in Betrieb. Fernsehkameras überwachen Dichte und Geschwindigkeit des Verkehrsstromes und leiten diese Informationen an einen Rechner im Moskauer Stadtzentrum weiter. Dieser steuert den Rhythmus der Signalanlagen. Laut Expertisen wird „Start“ die Fahrzeiten auf den Straßen um 20 bis 25 Prozent und den Kraftstoffverbrauch um 10 bis 15 Prozent senken helfen. Man erwartet, daß durch verbesserte Verkehrsflüssigkeit die Zahl der Unfälle um 6 bis 8 Prozent abnimmt. Zur Effektivitätssteigerung im städtischen Nahverkehr plant Moskau die Einführung des Systems „Reise“, das den Rhythmus der öffentlichen Verkehrsmittel überwacht. Es gewährleistet durch Kommunikationspulte in den Fahrerkabinen eine ständige Verbindung mit jedem Fahrzeug. *APN*



TU Dresden:

Test mit Diesel

Von der TU Dresden wurden Vierzylinder-Dieselmotoren des „Multicar“-Typs (44 kW/60 PS) im Pkw „Wolga“ GAS 24 erprobt. Zwar ist der „Wolga“ damit etwas schwach motorisiert, aber unter den Bedingungen eingegrenzter Höchstgeschwindigkeiten im Stadt- und Fernstraßenverkehr halten die Wagen normal mit. Eingesetzt wurden sowohl ein Motor mit indirekter Kraftstoffeinspritzung (Wirbelkammer) wie mit direkter Einspritzung. Eine Vergleichsfahrt über 289 Kilometer zwischen einem serienmäßigen GAS 24 und einem mit dem Cunewalder Dieselmotor ausgestatteten Wagen ergab einen Dieselkraftstoffverbrauch von 6,2 l gegenüber einem Vk-Bedarf von 10,2 l/100 km. *P. York*



Geburt ist etwas, Bildung mehr!

Fotos: N. Nikitin, J. Beloserow, K. Hurrelmann (2), SHK, APN-Abramotschkin (2), D. Steinberg; Grafik: Martin Kotsch; Redaktion: Klaus Hurrelmann

Professor Dr. Gerhard Kosel, ehemals Staatssekretär im Ministerium für Aufbau, Präsident der Deutschen Bauakademie und Vorsitzender der „Ständigen Kommission Bauwesen" des RGW, ging 1932 in die Sowjetunion. Der deutsche Kommunist und Architekt arbeitete in leitenden Stellungen am Aufbau des Metallurgischen Kombinats in der westsibirischen Stadt Nowokusnezk mit. Nach dem faschistischen Überfall war Gerhard Kosel bei der Evakuierung von Industriebetrieben und bei ihrem Wiederaufbau im Osten des Landes eingesetzt. Nach dem Krieg übernahm er eine wichtige Aufgabe in einem Forschungskollektiv des Ministeriums für die Verteidigungsindustrie der UdSSR, bevor er 1954 wieder in die Heimat zurückkehrte. Für FREIE WELT erinnert sich Gerhard Kosel an Episoden aus seiner Zeit in der Sowjetunion.

Ein Theater für die neue Stadt

Eines von den Gebäuden, die Kosel 1935 für Nowokusnezk projektierte: ein Arbeiterwohnheim mit Kaufhalle.

Der Bau des Metallurgischen Zwillingskombinats Nowokusnezk-Magnitogorsk war das größte und wichtigste Vorhaben des I. Fünfjahrplans der Sowjetunion. Vier Millionen Tonnen Stahlproduktion in der UdSSR (1928) gegen 15 Millionen Tonnen Stahl, die in Deutschland, und 52 Millionen Tonnen, die jährlich in den USA geschmolzen wurden – dieser Rückstand bedeutete eine latente Gefahr für den Bestand der Sowjetunion im Falle einer erneuten Intervention durch die Imperialisten. Mehr Stahl war die unbedingte Voraussetzung für die sozialistische Industrialisierung des Landes.

Gleichzeitig mit dem Metallurgischen Kombinat entstand in Nowokusnezk eine neue Stadt, eine der ersten sozialistischen Städte der Welt. Die Pläne dafür wurden in dem Moskauer Projektierungsbetrieb „Sojusstandartshilstroj" von sowjetischen und ausländischen – meist deutschen – Projektanten unter der Leitung des früheren Stadtbaumeisters von Frankfurt am Main, Ernst May, ausgearbeitet. Weshalb wurde gerade Ernst May zum Chefarchitekten berufen? In der „Geschichte des Kusnezker Metallurgischen Kombinats" heißt es dazu: „Die Stadt Frankfurt am Main, wo E. May als Chefarchitekt arbeitete, war als eine Art von Laboratorium bekannt, das Versuche zur Einführung von Neuerungen im Wohnungsbau durchführte. Das war der Grund dafür, daß E. May die Ausarbeitung des Projekts für die Planung von Nowokusnezk und Magnitogorsk übertragen wurde."

Der Grundgedanke der Planung der sozialistischen Stadt Nowokusnezk – „Sozgorod" – war die unmittelbare funktionelle, verkehrstechnische und visuelle Zuordnung des auf einem leicht ansteigenden Gelände gelegenen Metallurgischen Kombinates und der in einer Ebene des Flusses Tom und seiner Nebenarme vorgesehenen Stadt. Das Gebäude der Werkleitung und der Werkeingang sollten mit der Stadt durch eine Magistrale geradlinig verbunden werden.
Nach dem vom Ministerrat der UdSSR 1931 bestätigten Generalplan sollte die Stadt aus gleichen schachbrettartig an Verkehrstrassen angeordneten Wohnkomplexen gebildet werden. Jeder dieser Wohnkomplexe bestand aus zwanzig drei- bis viergeschossigen Wohnblöcken und war mit Kaufladen, Kinderkrippe, Kindergarten und Schule ausgestattet. Bauten des Gesundheitswesens, Ambulatorien, Sauna, Anlagen des Handels und der Versorgung, der Berufsausbildung und des Sports waren als Gemeinschaftseinrichtungen für mehrere Wohnkomplexe vorgesehen.

Zeitweilige Notlösungen

In diesem Planungsschema war das Bemühen zu erkennen, die Konzeptionen sowjetischer Stadtplaner und die Erfahrungen deutscher Städtebauer zu vereinen: Die Wohnkomplexe wurden weit umfassender mit gesellschaftlichen Einrichtungen ausgestattet als vergleichbare in Berlin-Britz oder in Frankfurt am Main-Römerstadt. Für die Bauausführung war, von Frankfurter Erfahrungen ausgehend, die Anwendung moderner Technologien und standardisierter Bauelemente vorgesehen.

Als ich meine Arbeit in Nowokusnezk begann, waren schon beträchtliche Anstrengungen gemacht worden, um Unterkünfte für die Arbeiter bereitzustellen. Es gab über hundert sibirische Blockhäuser und sogar sieben fünfstöckige Wohnhäuser in Ziegelbauweise. Trotzdem mußten die meisten der vielen Tausenden von Arbeitern, die beim Aufbau des Kombinates und der Stadt eingesetzt waren, in überfüllten Baracken und Erdhütten kampieren. Der Mangel an Wohnraum führte dazu, daß die neuerrichteten Wohnhäuser in der Regel unfertig, zum Teil unverputzt, zur Nutzung freigegeben werden mußten. Die Erschließung des städtischen Territoriums mit Straßen und Versorgungsleitungen, besonders die Kanalisation, kam wegen fehlenden Rohrmaterials nicht zügig zu den vorgesehe-

nen Fristen voran. Provisorien – Latrinen – mußten aufgebaut werden. Eine Typhusepidemie konnte nur durch energische medizinische Maßnahmen verhindert werden. Unter diesen Umständen mußte die Erhöhung der Leistungsfähigkeit des Kusnezker Baukombinats im Mittelpunkt der Bemühungen der Bauleute stehen.

Die erste größere Aufgabe, die mir in diesem Zusammenhang als Mitglied einer Arbeitsgruppe übertragen wurde, war die Verbesserung der Produktionsorganisation, die Einführung des Takt- und Fließverfahrens bei dem Bau von Wohngebäuden. Auf der Baustelle hatten einzelne „Stoßarbeiter" – „Udarniki" – hohe Leistungen beim Verlegen von Ziegeln erreicht. Die durchschnittlichen Ergebnisse der Masse der ungelernten Arbeiter lagen weit unter der Norm. Das neue Verfahren sah vor, spezialisierten Arbeitsbrigaden die ständig wiederholte Ausführung bestimmter Bauwerksteile zu übertragen: zum Beispiel den Aushub der Baugrube, die Anlage des Fundaments, das Mauern der Geschoßwände, das Aufstellen der Dachbinder, das Putzen der Decken und Wände, die Sanitärinstallation. Hatte die Brigade ihren Bauwerksteil fertiggestellt, wanderte sie nach einem Ablaufplan zur nächsten gleichartigen Baustelle. Alle für den Bauwerksteil notwendigen Materialien, Handwerkszeuge und Maschinen wurden genau berechnet und termingerecht bereitgestellt. Um auch während der Frostperiode bauen zu können, wurden spezielle, mir bisher unbekannte Methoden angewandt. Durch Holzfeuer erwärmte man das Erdreich. Das ermöglichte den Aushub von Baugruben und Gräben. Man mauerte mit vorgewärmtem Mörtel, der im Mauerwerk schnell zu einer eisigen Masse erstarrte und erst im Frühjahr den Prozeß des Abbindens nachholte. Über vielen Baustellen wurden Wärmezelte errichtet. Das waren kostspielige Notlösungen. Es war offensichtlich, daß eine grundsätzliche Verbesserung nur durch die Verlegung des Hauptanteils der Bauproduktion in stationäre Fertigungsstätten und durch die Umwandlung der Baustellen in Montageplätze zu erreichen war.

Da wir über Entwicklungen zur Einführung der Montagebauweise an anderen Baustellen oder Instituten nur vage Vorstellungen besaßen, begannen wir auf eigene Faust zu experimentieren. Ich erhielt den Auftrag zur Projektierung eines Arbeiterwohnheims mit Anwendung von leichten Fertigteilen aus verfügbaren Materialien.

Für das fünfgeschossige Gebäude wurde eine Skelettkonstruktion mit Pfeilern aus Ziegelmauerwerk, die durch Stahlbetonbalken miteinander verbunden waren, entwickelt. Die Außenwände bestanden aus vorgefertigten Leichtbauplatten. Infolge der Knappheit an Zement und Stahl mußte während des Bauens ein Teil der Stahlbetonbalken durch Holzbalken ersetzt werden. Der Gebäudekomplex ist dann planmäßig seiner Bestimmung übergeben worden. Allerdings – jedesmal, wenn ich nach einer längeren Abwesenheit von Nowokusnezk vom Bahnhof aus wieder eine Übersicht über die Stadt gewinnen konnte, suchte mein Blick zuallererst das Arbeiterwohnheim. Ich fand alles in bester Ordnung. Bei der Konstruktion des Gebäudes war ich in Hinsicht auf Standsicherheit aus Gründen der Materialersparnis bis an die Grenze eines vertretbaren Risikos gegangen.

Die Nacht zum Tag gemacht

Parallel zu den Arbeiten für die Verbesserung der Arbeitsorganisation und die Entwicklung der Montagebauweise, die sich über die gesamten fünf Jahre meiner Tätigkeit in Nowokusnezk hinzogen, hatte ich die Projektierung der verschiedenartigsten Gebäude zu übernehmen. Als eine der ersten und besonders schwierigen Aufgaben habe ich den Entwurf einer Serie von Transformatorenstationen in Erinnerung, der ein umfangreiches Studium der Funktion und der Anlage der elektrotechnischen Ausrüstungen erforderte. Die Projektierung dieses Industriekomplexes gab mir die Möglichkeit, meine Vorstellungen von moderner Industriearchitektur durch die Anordnung breiter Fensterbänder, frei tragender Stahlbetontreppen zu verwirklichen.

Eine andere Aufgabe kam über Nacht. Anfang 1933 war ein aus Holz errichtetes Saalgebäude, das als Raum für Versammlungen und gelegentliche Kino- und Theatervorstellungen diente, von Feuer vernichtet worden. Man vermutete, daß es einer Brandstiftung durch Konterrevolutionäre zum Opfer gefallen war. In einer kurzfristig einberufenen Beratung der Partei- und der Werkleitung wurde beschlossen, anstelle des abgebrannten Saalbaus ein regelrechtes Stadttheater zu errichten. Zur Oktoberfeier, am 6. November, sollte die Eröffnung sein. Für die Projektierung und den Bau standen also nur wenige Monate zur Verfügung.

Auf Grund einer anerkannten Leistung bei einem Wettbewerb für einen „Klub der Techniker" in Nowokusnezk wurde mir der Entwurf des Stadttheaters übertragen. Für die Lösung dieser Aufgabe waren mir die Kenntnisse im Theaterbau, die ich bei dem bereits erwähnten Studienprojekt im Seminar von Professor Hans Poelzig erworben hatte, eine unschätzbare Hilfe. Für die Anlage des Theaters wurde ein sehr übersichtliches Grund-Schema gewählt, das die Mehrzwecknutzung des Gebäudes auch als Versammlungs- und Tagungsstätte und die weitgehende Anwendung vorgefertigter Standard-Bauelemente, zum Beispiel von genagelten Holz-Segment-Bindern, gestattete. Bei der Konzeption der Fassaden des Gebäudes und der Wände des Saales und des Foyers ging ich von dem Prinzip aus, daß die Gestaltung dieser Fassaden und Wände nicht ein für allemal festgelegt, sondern daß eine variable Gestaltung auf einem neutralen Hintergrund – den aktuellen Forderungen eines Schauspiels oder einer Festveranstaltung entsprechend – offengelassen wurde. Diese Konzeption schien den Theaterleuten und mir eine zusätzliche Möglichkeit zu bieten, die Besucher, von denen die meisten noch nie ein Theater gesehen hatten, auf das Bühnenerlebnis einzustimmen. Wegen der kurzen Bauzeit liefen Projektierung und Bauausführung parallel. Oft mußte die Nacht zum Tag gemacht werden, um den Baubrigaden am nächsten Morgen den Fortgang der Arbeit durch Bereitstellung der Zeichnungen zu sichern. Die Wochenenden waren von vornherein als Arbeitstage eingeplant. In einem Notizbuch aus jener Zeit finde ich die Eintragung: „Sonntag, 21. Mai 1933, Schneetreiben, Fundamente und Bühnenträger gerechnet – bis 3 Uhr früh."

Der Gemeinschaftsarbeit aller Beteiligten, vor allem aber dem unermüdlichen Einsatz der Bauarbeiter und der Zuarbeit aller Werkstätten des Kombinats war es zu danken, daß das Theater fristgemäß – nach 200 Tagen Bauzeit – mit der Festveranstaltung zum Jahrestag der Oktoberrevolution eröffnet werden konnte.

Abwerber aus Deutschland

Bald nach der „Machtergreifung" Hitlers begann die faschistische Propaganda ihre Fühler auch nach Nowokusnezk auszustrecken. Einige der Ingenieure und Meister, die im Auftrage deutscher Firmen wie Krupp, Siemens, Demag, Sack Ausrüstungen und Maschinen für das Stahl- und Walzwerk montierten, brachten aus Deutschland Berichte von den „Erfolgen des Führers" bei der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, beim Bau der Autobahnen mit und kolportierten sie unter den deutschen Spezialisten. Das deutsche Konsulat in Nowosibirsk im Hintergrund, begann eine systematische Abwerbeaktion mit dem Ziel, deutsche Arbeiter und Spezialisten zur „Rückkehr in die Heimat" zu bewegen und damit den Aufbau und den Betrieb des Nowokusnezker Hüttenwerkes zu stören. Die Aktion konzentrierte sich besonders auf solche Spezialisten, die für den Aufbau oder den Betrieb lebenswichtiger Produktionslinien eingesetzt waren, wie die qualifizierten Fahrer der Hochleistungs-Walzstraßen, die aus dem Hennigsdorfer Betrieb des Flick-Konzerns kamen.

Das Treiben der faschistischen Firmenvertreter wurde mit der Zeit immer dreister. Man veranstaltete Trinkgelage, die von kriegerischen Gesängen und „Heil Hitler"-Rufen begleitet waren. Als einige unserer Genossen gegen dieses Treiben einschritten, wurden sie beschimpft und eines Nachts sogar aus Jagdgewehren beschossen, die den Firmenvertretern laut Vertrag zur Verfügung standen. Die Hauptschuldigen wurden zwar ausgewiesen – die Abwerbeaktion ging aber weiter.

In der Einstellung der deutschen Spezialisten zu ihrer Arbeit in der UdSSR begann ein tiefgehender Prozeß der Differenzierung. Unsere Parteigruppe entfaltete eine intensive Schulungs- und Propagandaarbeit. Wir behandelten die aktuellen Probleme des Aufbaus und der Steigerung der Produktion unseres Betriebes im sozialistischen Wettbewerb. Wir beteiligten uns vollzählig an den freiwilligen Arbeitseinsätzen – „Subbotniks". Unsere Schlosser und Maschinenbauer halfen in Landeinsätzen den neuen Kolchosbauern bei der Instandhaltung der Landtechnik. Besonders bemühten wir uns, die parteimäßige Verbindung zum Kampf der deutschen Arbeiterklasse zu festigen. Wir behandelten in Seminaren die Beschlüsse der Brüsseler Konferenz der KPD, die Fortschritte bei der Entwicklung der Aktionseinheit der Arbeiterklasse und der Bildung einer deutschen Volksfront.

Trotz aller Bemühungen konnten wir nicht verhindern, daß eine Reihe von Spezialisten ihre Arbeitsverträge aufkündigten und nach Deutschland zurückkehrten. Diejenigen, die blieben, schlossen sich fester um die Partei. Sie erkannten, daß ihre Mitarbeit am Aufbau des Sozialismus noch an Gewicht gewonnen hatte: Sie erkannten, daß mehr Stahl eine entscheidende Voraussetzung für einen erfolgreichen Kampf gegen den deutschen Faschismus bedeutete, daß die allseitige Stärkung der Sowjetunion zur Hauptaufgabe im Ringen der internationalen Arbeiterklasse um ihre Befreiung geworden war.

Vielen deutschen Genossen – auch mir – wurde bewußt, daß sich der Charakter ihres Aufenthalts in der Sowjetunion grundlegend verändert hatte. Aus einem in der Regel auf zwei bis drei Jahre befristeten Aufenthalt zur Arbeit in der UdSSR war für diejenigen, die eine Rückkehr nach dem faschistischen Deutschland ablehnten, ein Leben im Exil geworden.

Durch eine Verfügung des Reichsministers des Innern wurde mir 1938 die deutsche Staatsangehörigkeit aberkannt.

Im nächsten Heft:

Architekten im Konflikt

Fotos: Barbara Meffert, Autor

Sagen wird man über unsere Tage...

Diese Verszeile des Dichters Kuba, geschrieben in den Jahren unseres Neubeginns, verweist auf das Urteil eines künftigen Lesers. Große Leistungen wurden vollbracht, die größte ein vierzigjähriger Frieden! Wer stört ihn noch immer, wer bewahrt ihn? Zu solchen und andere Zeiterscheinungen berührende Fragen nehmen an dieser Stelle zeitgenössische Autoren aus der UdSSR und der DDR in Poesie und Prosa das Wort. Sie benennen und bekennen, was sie bewegt in u n s e r e n Tagen, an denen einst wieder Dichter ihre eigene Epoche messen werden.

Hermann Kant,
geboren am 14. 6. 1926
in Hamburg, lebt in Berlin,
schrieb u. a. „Die Aula“,
„Der Aufenthalt“

Foto: „Grundsteinlegung
für einen Wohnblock
in der Landgemeinde
Remptendorf, Bezirk Gera“.
Fotografiert von
Bernd-Horst Sefzik.
Porträtfoto: Dieter Andree

Das Wunder, das Frieden heißt!

HERMANN KANT

Unlängst habe ich einen hochberühmten Physiker sagen hören, es sei nun einmal die Aufgabe der Wissenschaft, auf Deibel komm heraus das Machbare zu machen, und wenn sich dabei wirklich der Teufel oder Teuflisches einstelle, müsse die Literatur eben Alarm schlagen. Allen Ernstes meinte der gelehrte Mann, er sei fürs Feuerlegen da, und wegen des Löschens habe man sich an uns zu halten.

Es hätte komisch sein können, nur war das Thema nicht danach; es ging um die Gefahr eines Atomkrieges. Und wenn es doch komisch war, dann nur auf einer gruselig hohen Ebene des Humors.

Da ich jedoch nicht intelligent genug für derlei Späße bin, will ich mich an einen mittleren Gedanken halten, der sich nach dieser Diskussion bei mir eingestellt hat. Jener bedeutende Forschersmann, dachte ich, hat nur auf die Spitze getrieben, was ein Alletageerlebnis vieler Schriftsteller ist: Nicht jeder traut ihnen so recht, aber fast jeder traut ihnen eine Menge zu. Die Literatur als eine Hauptverwaltung Wunder.

Sie ist es nicht. In raren Augenblicken bringt sie Wunderbares zuwege, und dann wieder wartet sie mit allenfalls Wunderlichem auf. Mit ihr geht es nicht anders als mit den Menschen, in deren Botendiensten sie steht. Sie ist unterschiedlich ausgeschlafen und einmal besser und das andere Mal weniger gut auf dem Posten. Sie hat auf Nachsicht Anspruch.

Nur in einem hat sie diesen Anspruch nicht. Sie darf nicht ihres Seelenfriedens wegen stilleschweigen, wenn sie doch weiß: Geht es so weiter, geht bald nichts mehr.

Wir sind an diesem Punkt. Müßig jetzt zu fragen, was uns dahin gebracht hat – eine Wissenschaft, welche auf die Folgen nicht sah, eine Politik, die nur auf die Folge Machtvermehrung sah, der Teufel oder der liebe Gott, ganz gleich –, wir sind an dem Punkt, an dem man umkehren muß. Erst anhalten und dann umkehren. Nicht mehr wettrüsten und einmal abrüsten.

Selten bin ich sehr glücklich mit meinem Beruf; in dieser Sache bin ich es ganz: Es geht ein Geschrei von ihm aus, ein Warngeschrei. Darin einzufallen, ist fast schon eine Sache der Standesehre.

Schriftsteller gegen Atomrüstung – das ist ein Teil der Weltbewegung aller vernünftigen Leute. Einer Bewegung auf jenes herstellbare Wunder zu, das Frieden heißt.

Betrachten wir die chinesische Malerei aus dem 18. und 19. Jahrhundert, die das Museum von Tianjin in der Ostasiatischen Sammlung des Pergamonmuseums zeigt, sind wir fasziniert von ihrer dekorativen Schönheit und von der Kunstfertigkeit der Pinselführung. Vieles wird jedoch unserem europäischen Sehen verborgen bleiben, manches ist sogar nur Zeitgenossen aus der direkten Umgebung des Malers zugänglich gewesen. Über Jahrhunderte entstandene Traditionen, Mythen und Symbole verbergen sich hinter äußerlich oft schlichten Motiven.

„Die Pinselführung ist so schnell und geschwind wie der Wind, auch wohin der Pinsel nicht reicht, weht der Atem des Weltgeistes." Diese Charakteristik aus dem 11. Jahrhundert weist bereits darauf hin, daß nicht die Fertigkeiten ein Kunstwerk ausmachen, sondern die Tiefe der Gedanken, die geistige Beweglichkeit des Künstlers, die er in seinem Werk ausdrückt. Selbst der unbemalte Hintergrund, für uns eine leere Fläche, bedeutet Himmel, Wasser und die Unendlichkeit der Welt. „Das Bild ist ein gemaltes Gedicht, das Gedicht ein in Worte gefaßtes Bild." Maler sind oft gleichzeitig Meister der Poesie und beherrschen vortrefflich die Kunst des Schreibens, die Kalligraphie, die beide Künste miteinander verbindet.

Das Genre der Blumen- und Vogelmalerei erfreut sich auch in Europa großer Beliebtheit, da es dem Stillleben nahekommt. Bei einem Vergleich sollte uns jedoch ihr symbolischer Gehalt stutzig machen. In der chinesischen Tradition ist die Natur das Maß aller Dinge. Schon den Kindern sind Symbole der Pflanzen- und Tierwelt geläufig, doch es bedarf fast eines ganzen Malerlebens, um ein scheinbar einfaches Thema vollendet auszudrücken.

Ein beliebtes Motiv ist der im Januar blühende Winterpflaumenbaum als Symbol der Jahreszeit. Wang Anshi preist ihn in einem berühmten Gedicht: „Über die Mauer hängen Pflaumenzweige/ und blühen trotz der kalten Winterluft –/

Wan Shanglin: Winterpflaumenblüte aus Tusche

Luo Ping: Der Gott des langen Lebens

so weiß, man könnte sie mit Schnee verwechseln,/ verriet sie nicht der zarte Blütenduft." Zusammen mit Kiefer und Bambus repräsentiert die Winterpflaume die „drei guten Freunde" der kalten Jahreszeit – ein ebenfalls immer wiederkehrendes Motiv. Die Komposition Wan Shanglins zeigt typische Komponenten chinesischer Tuschmalerei. Das Schwergewicht liegt deutlich auf der linken Seite, der großzügige Zweig ragt aus einer hinzuzudenkenden unendlichen Natur in das Bild. Damit werden Momentanität und Ausschnitthaftigkeit verdeutlicht. Durch die Verwendung wässriger Tusche erscheint der hochgewachsene Baum mit seinen Ästen und Zweigen sehr faserig, geradezu vergröbert. Die meist hervorgehobene Blüte ist kaum wahrnehmbar. Die Kalligraphie weist auf einen Prozeß des Alterns hin.

Auch Luo Ping wandte sich der Malerei von Winterpflaumenblüte, Orchidee und Bambus zu, besonders eindrucksvoll sind aber seine

Der poetische Pinsel

Wu Daozi ist nicht gestorben.
Einmal, er war schon alt,
Malte er im Palast.
So wunderbar war die Landschaft,
Die er auf eine Wand malte,
Daß selbst der Kaiser sie bewunderte.
Da entschloß sich Wu Daozi
Und trat in das Bild:
Er wanderte auf dem Pfade hinauf
Und verschwand im Nebel der Berge.
Niemand hat ihn wieder gesehen.

Chinesische Legende

Fan Xueyl: Nachdenkende Dichterin mit Pinsel im Mund

buddhistischen Porträts. Er gehörte zu „Den Acht Sonderlingen von Yangzhou", die es wagten, mit alten Regeln der Mal- und Schriftkunst zu brechen und recht unkonventionell mit Themen des Volksglaubens umgingen. Sein „Gott des langen Lebens" gibt dafür in seiner grotesken Übertreibung von Kopf- und Gewandform ein bildliches Zeugnis. Er stellt den Glücksgott mit weißem Haar und Bart dar, das hohe Haupt ist das Symbol für Weisheit. Aus der Inschrift auf dem Bild geht der Glückwunsch des Malers zum 70. Geburtstag eines Freundes hervor. Luo Ping wurde berühmt als Maler von Geistern und Dämonen, von denen er vorgab, sie seien ihm erschienen.

Ungewöhnlich ist das einzige gezeigte Bild einer Malerin. Die Rolle der Frau war bis in unser Jahrhundert hinein auf Heim, Hof und Herd beschränkt. Die Damen der hohen Beamtenschicht allerdings, zu Müßiggang verurteilt, leisteten sich einen Hauslehrer, um sich in Musik, Kalligraphie und Malerei unterweisen zu lassen. Ungewöhnlich auch der Gegenstand – eine nachdenkende Dichterin. Selten ist die Frau in einer anspruchsvollen Tätigkeit dargestellt. Die genaue Strichführung der Gongbi-Technik zeichnet mit feinem Pinsel Gesicht und Gewand der Dichterin und läßt in der typischen Draufsicht erkennen, mit welchen Materialien chinesische Dichter und Maler arbeiten. Pinsel, Wassertropfen, Tuschereibstein und Papier sind sorgfältig angeordnet. Kurz vor Beginn der Arbeit wird die Tusche angerieben, auf Papier und Seide aufgetragen. Im Rollenformat können so Bilder jederzeit gewechselt und lichtgeschützt aufbewahrt werden. Man zeigt solche Rollen seinen Freunden, hängt sie zur Erbauung oder auch als Sinnbild nur kurze Zeit an einem besonderen Platz auf.

Shen Quan: Grafen- und Fürstenberufung

Shen Quan malte auf den ersten Blick in akribischer akademischer Pinselführung tanzende Affen auf einem Baum. Der Affe als Symbol der Weisheit des höchsten entwikkelten Tieres. Der Titel „Grafen- und Fürstenberufung" läßt aber bereits Hintergründiges vermuten. Der Affe nimmt eine merkwürdige Zwitterstellung ein und wurde häufig als Spottmotiv für gerade berufene Beamte verwendet. Ein Affe schwingt sich in die Gefilde eines hohen Amtes empor. Händel und Korruption waren meist die Begleiter eines solchen Aufstiegs, und so ruft ihm der unten Zurückgebliebene nicht gerade feine Worte hinterher. Ähnlich könnte man die drei berühmten Affen, die sich Augen, Mund und Ohren zuhalten, als Symbol für „im Nichtstun liegt alles" deuten. Diese Darstellungen von Dummheit, Korruptheit und Faulheit der Beamtenkaste zeigte man natürlich nur ausgewählten Freunden, und sie wurden wie jede Satire auch nur von Leuten verstanden, die mit der Materie vertraut waren.

Auf jeden Fall ist es lohnend, sich über den Genuß den Geheimnissen uns fremder Malkultur zu nähern.

Siegmar Nahser

Reproduktionen: Peter Kalbe

☆ Das Gesicht

Erlebte und erfahrene Zeit, das ist das Antlitz eines Menschen. Was drückt es, betrachtet man es genau, nicht alles aus? Spiegel des Charakters, der Jahre, des Lebens. Keine Spur, keine Linie, kein Schatten ohne eigene Geschichte. In loser Folge zeigt FW Gesichter, die in der über fünfunddreißigjährigen Entwicklung der DDR nachhaltig das Gesicht unserer sozialistischen Nationalkultur mitprägten und mitprägen.

Alexander Lang

Eine rote Rose am Fenster, Blick auf kahle Straßenlinden und wiederaufgeputzte Altberliner Häuser gegenüber. Ja, dem gebürtigen Erfurter gefällt sein Kietz mitten in der Stadt, wo er seit fast zwanzig Jahren Theater macht, Schauspieler und Regisseur. Irgendwo in der Tiefe eines Schrankes aber bewahrt er seinen Facharbeiterbrief auf, denn gelernt hat Lang auch Plakat- und Schriftmaler, wollte eigentlich sogar Maler werden. Bewerbungen an der Weißenseer Kunst-, an der Babelsberger Filmhochschule scheiterten, weil den Professoren dieser hochaufgeschossene, schlaksige junge Mann seinerzeit von unreifer, also zu bremsender Aufmüpfigkeit schien. Was ihn nicht vom Weg auf die Bühne abbringen konnte. Zwei Jahre lang hinter den Kulissen. Von dem, was er als Bühnenarbeiter – interessierte ihn wegen der Synthese Malerei und Theater – lernte, profitiert er heute. Auf Konzeptionsbesprechungen reichen seine Vorschläge von Kostüm, Maske, Bühnenbild bis hin zu Beleuchtung und Technik. Kurz über Lang: Eine Legierung aus Phantasie und Präzision.

Aber dann hat er doch an der Berliner Schauspielschule studiert und als FDJ-Sekretär amtiert und seine erste Rolle 1966 am Maxim Gorki Theater gespielt. Die zweite bekam er am Berliner Ensemble, die dritte, 1969, am Deutschen Theater, dem er über alle Fährnisse hinweg – die Zeit, da das Haus wegen Rekonstruktion geschlossen war, kostete Kraft – bis heute zugehört. Besessen arbeitend, immer probierend, auch provozierend, sein „Abenteuer Theater" ins Gespräch bringend. Es scheint, daß Lang ständig unter Hochdruck steht, „bequem bin ich nicht, sonst wäre ich nicht der, der ich bin."

Doch zunächst ist er Schauspieler. Und was für einer. Steht auf der Bühne, reißt sich die Brust auf bis zur Grenze des Schmerzes, seht mein zuckendes Herz! – Und das heute, wo manche sich schwer tun, Gefühle auch zu zeigen. Viktor Kleist in „Der lange Weg zu Lenin", der Rotarmist in „Maria", unter vielen anderen sind wohl Ferdinand in „Kabale und Liebe", Paul Bauch in „Die Kipper", der Prinz von Homburg, Winston in „Die Insel" und letztlich Philoktet seine schönsten Rollen und – erregende Entdeckungen für die Zuschauer gewesen. Seinetwegen kauften und kaufen sich Leute eine Karte fürs DT, wo er seit Jahren auch oder vor allem als Regisseur wirkt.

Lang „total". Das ist seine Lust, „Kunstwerke in ihrer Ganzheit zu schaffen" und der Grund, daß er sich der Regie zuwendete. „Meine Verantwortung gegenüber dem Dichter und seinem Wort, gegenüber dem Schauspieler, dem Zuschauer, wenn ich theatralische Prozesse mit politischer Aussage entwickele – das braucht einen total". Und das ist seine Freude, mit wirklichen Komödianten zu arbeiten, sie immer wieder für neue, ungewohnte Ausdrucksmöglichkeiten aufzuschließen. Solches hat eine ganz Große des Deutschen Theaters erfahren, die er nach stillgewesenen Jahren herzlich-höflich um Mitwirkung in seiner – inzwischen international berühmten – Danton-Inszenierung bat. Es heißt, die Keller habe später geäußert, bei Lang trüge sie auch ein Tablett über die Bühne.

Roman Kaminsky, Desmoulins und St. Just im „Danton", hielt es für einen von Alex' berühmten Tricks zur Stimulierung der Phantasie, als der ihn bei einer Probe plötzlich ans Klavier setzte. „Mach mal hier was zwischendurch!" Aber bei der Premiere saß er wirklich unten am Flügel, Musikant sozusagen aus dem Stand!

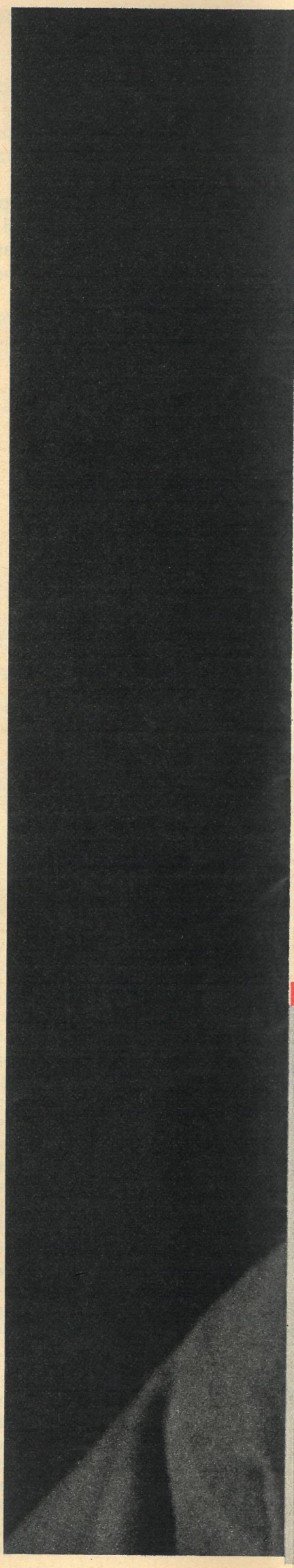
„Mit Goldoni können die Italiener am besten, mit Tschechow die sowjetischen Kollegen...", in seinem Bemühen, nationale Dramatik und nationale Geschichte aufzuarbeiten, spiegeln sich Neugier und so etwas wie persönliches Verpflichtetsein. Er brachte Gryphius' „Horribilicribifax" und Lessings „Miß Sara Sampson" auf die Bühne, Tollers „Der entfesselte Wotan", Büchners „Dantons Tod".

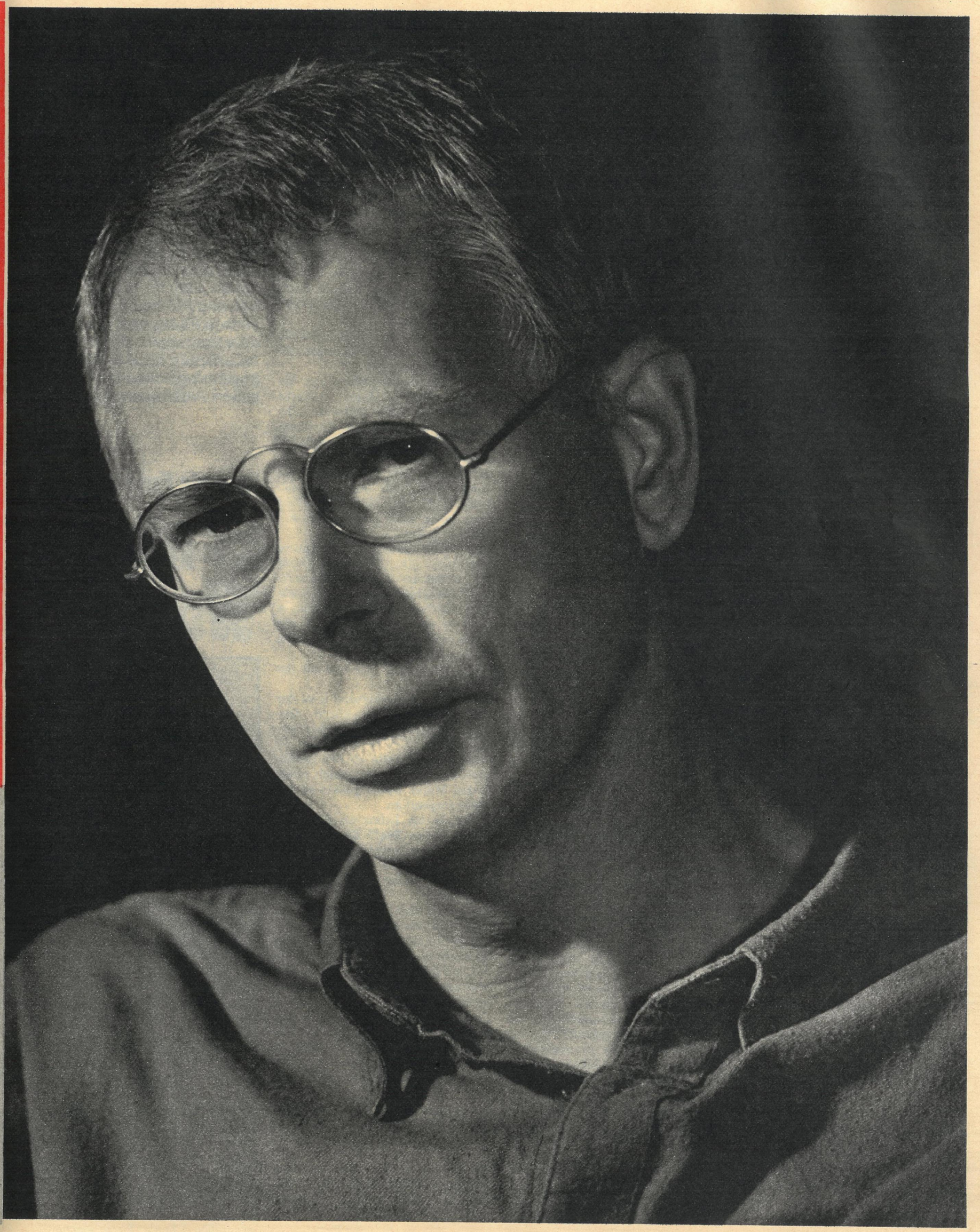
Und zu Heinrich Manns Fragment „Die traurige Geschichte von Friedrich dem Großen" schrieb er eigens eine Ergänzung, die er „Versuch" nannte. Interessiert hat ihn daran „jene Verquickung von Familienkrach und Weltpolitik; wie eng individuelle Schicksale mit geschichtlichen Abläufen zusammenhängen". Unter Aufarbeitung von Geschichte versteht er nie einen abstrakten Vorgang. „Ich kann ihn nur begreifen im Zusammenhang mit Menschen. Geschichte und Individuum – das erst macht die Spannung aus." In diesem Stück hält er auch das für aktuell: das Problem der Erziehung, der Versuch der Eltern, die Kinder auf ihre Vorstellungen festzulegen, ob die nun wollen oder nicht. Er ist mit der Schauspielerin Katja Paryla verheiratet, sie haben einen Sohn... Lang winkt lächelnd ab. Der malt.

Aber er steckt schon wieder mitten in Proben. „Medea" des Euripides, Goethes „Stella" und „Totentanz" von Strindberg – eine neue Variante seines „Theaters in Zusammenhängen", wie er es bereits mit den Inszenierungen von Grabbes „Gothland" und Goethes „Iphigenie", nacheinander an zwei Abenden gespielt, versucht hat. Der Gedanke bewegte ihn dabei, wie Angehörige von Nachkriegsgenerationen mit ihrem Erbe umgehen. Setzen sie, wie Gothland, auf die Fortführung von Gewalt oder, wie Iphigenie, auf deren Verhinderung.

Eine bedeutsame Inszenierung legte Lang erst unlängst mit Johannes R. Bechers „Winterschlacht" vor. Was andere dem Dichter als heute nicht mehr spielbar ankreideten, das Pathos, das Rhetorische, er vertraute drauf, betonte es; er montierte verschiedene geistige und zeitliche Ebenen ... dargestellt werden die Sicht der Angegriffenen, die Widersprüche innerhalb der Angreifer und das „andere Deutschland", dessen aktiver Widerstand. Später fügt er dem seine Lesungen aus den unveröffentlichten Kriegstagebüchern und Briefen Konrad Wolfs hinzu. An zwei Sonntagvormittagen sitzt er da allein auf der Bühne, liest, hinter sich das Bild des jungen Leutnants in der Uniform der Roten Armee. Seine tiefe Verneigung am Ende gilt ihm.

Ursula Weil (Text)
Alfred Paszkowiak (Foto)





Mit der Anthologie „Neue Sterne“ legt der Verlag Das Neue Berlin eine vielfältige Sammlung tschechischer phantastischer Erzählungen vor, von denen die älteste 1983 und die jüngste 1985 entstand. Ludmila Freiová, Jahrgang 1926, seit den 60er Jahren schriftstellerisch tätig, wandte sich seit 1977 ausschließlich der Sciencefiction zu. Von ihr erschienen bereits mehrere Romane und Erzählungen, in denen sich die in Bohemistik und Philosophie ausgebildete Pädagogin weniger dem vordergründig Abenteuerlichen als vielmehr den psychologischen und ethischen Problemen zuwendet.

Ludmila Freiová

Er hieß Wuschel

Der Tag näherte sich langsam der Mittagsstunde, aber es klarte nicht auf. Über Prag verfinsterte und verdichtete sich eine schwere Regenwolke. Das Barometer sank.

Der Exobiologe wandte seinen Blick von der Skala und führte mißmutig eine weitere Kontrolle durch, an diesem Tag schon die fünfte. Das Bemühen um maximale Genauigkeit, vielleicht auch Müdigkeit, verlangsamte seine Bewegungen. Der Versuch dauerte schon zu lange und wollte nicht gelingen. Nach einem vielversprechenden Anfang ein so plötzliches Ende? Er pochte ans Barometer. Wenn das nun mit dem Druck zusammenhing?

Also noch mal. Bestandteile einer Nährlösung, Wärme, Beleuchtung, Luftfeuchtigkeit… Irgendwo war da ein Fehler, und er mußte ihn finden; noch heute. Morgen konnte es schon zu spät sein. Er beugte sich über das Vivarium. Das kleine Etwas, eine Pflanze oder ein Tier, in der Fachsprache Filia Sororis genannt, lag auf einem Stein – das runzlige, kugelförmige Ende ragte aus der Lösung, und die Tentakel vibrierten ohnmächtig. Behutsam rutschte das Tierchen über einen Stein und glitt, mit dem Vorderteil zuerst, ab. Kaum merklich pulsierte es auf dem Grund, irgendwie kraftlos. Wo lag der Fehler?

Konnte der atmosphärische Druck so eine Veränderung herbeiführen? Der Wissenschaftler blätterte in seinen Aufzeichnungen und schüttelte den Kopf. Auch bei niedrigem Druck rührte sich nichts. Der Zögling war stets munter gewesen wie ein Fisch im Wasser, breitete seine Tentakel aus und schwebte, halb Tintenfisch, halb Anemone, dahin. Gewöhnlich kletterte er über die Steine aus der Lösung, wand sich, richtete einen Tentakel nach dem anderen auf, als ob er spielte oder grazile Turnübungen vollführte. Und jetzt?

Der Wissenschaftler beobachtete ein schlangengleiches Zucken. Vielleicht hauchte dieses Pflanzentier so sein Leben aus. Ein einmaliges Exemplar! Wenn es ihm wenigstens gelungen wäre, mehr davon zu züchten.

Heute bemerkte er schon zum zweitenmal, daß der Anemonenfisch dahinkümmerte. Er war hier zu lange allein. Aber was sollten diese kindischen Gedanken! Wahrscheinlich hatte man gleich von Anfang an etwas Wichtiges versäumt. Die Expeditionsteilnehmer waren vor Freude außer sich gewesen über die Entdeckung des terrestrischen Planeten außerhalb unseres Sonnensystems. Für gründliche Nachforschungen blieb wenig Zeit. Einige Angaben fehlten ganz einfach.

Er klappte sein Notizheft zu, auch so war das ein recht beachtliches Ergebnis. Auf diesem halbtoten Planeten Soror existierte eigentlich kein Leben. Noch nicht? Nicht mehr? Die Mitglieder der Expedition hatten mitgenommen, was irgend möglich war, und die Exobiologen ihre Hoffnungen in verdorrte Klümpchen gesetzt, die angeblich lebende Zellen enthielten. Die Klümpchen teilte man unter den Exobiologen in den Forschungsinstituten auf. Ein Wissenschaftler nach dem anderen gab seinen Mißerfolg kund. Nur in Prag begann sich eine der Zellen zu schnüren und zu teilen. Die Tochter des Planeten Soror – Filia Sororis. Vom ersten Moment an wurde sie gehegt und gepflegt, bewundert, fotografiert und gefilmt. Ihr zu Ehren veranstaltete man ein Symposium. Vage Hoffnungen wurden wach…

Ein vernunftbegabtes Wesen? Der Exobiologe mußte lachen. Diese emporschnellende Quaste für ein Geschöpf der Vernunft zu halten war wirklich gewagt. Ihre Bewegungen zeigten keinerlei Gesetzmäßigkeit, das hätten übrigens die Computer feststellen müssen. Erneut musterte er den pulsierenden Zögling auf dem Grund des Vivariums. Es schien ihm, als ob er der Glaswand zustrebte. Zappelte da ein Tentakel? Sehr schwach. Das war wohl eher die Vision einer Bewegung.

Er kämpfte wie alles Lebende gegen den Tod an, dachte der Wissenschaftler. Aber was dagegen tun? Die Kollegen zu Rate ziehen?

Er zögerte nicht lange. Eigentlich zögerte er überhaupt nicht. Er wußte, daß er sich nicht beraten lassen wollte und auch nicht beraten lassen würde, denn jeder Kollege hatte ein Klümpchen von der Sorora und so seine eigene Chance bekommen. Allein er hatte Leben gezüchtet, kein anderer. Auch wenn die Filia Sororis jetzt einging, es war sein Erfolg, und den wollte er sich nicht nehmen lassen. Um keinen Preis!

Er verließ das Labor, er konnte ohnehin nichts ausrichten. Zudem hätte er den Labortag verlängert und eine der wichtigsten Grundregeln des Versuchs verletzt. Draußen wurde es schnell dunkel, der Wechsel zwischen Tag und Nacht funktionierte einwandfrei. Genau in sechzehn Stunden und fünfundzwanzig Minuten begann für den Zögling nach einer kurzen Morgendämmerung ein neuer Tag, ebenso wie auf dem heimatlichen Planeten. Ob der Anemonenfisch den abweichenden Rhythmus der sich drehenden Erde verspürt? Oder die stärkere Anziehungskraft? Die veränderte Lage des magnetischen Pols? Ein Jahr lang blühte und gedieh das Tierchen prächtig, bis es sich in wenigen Tagen in einen welken, schlapprigen Federwisch verwandelte.

Der Exobiologe zuckte mit den Schultern. Da konnte man nichts machen. Auch so war er zufrieden. Über den Flur ging er in den Wohnbereich des Instituts. Seine Frau erwartete ihn schon im Vorraum.

„Bist du fertig?“

Er nickte. „Ist alles gut gelaufen.“

„Hat deine Anemone denn keinen Hunger?“ Die Frau nahm eine Schachtel vom Regal und schritt zur Tür.

„Hunger? Unsinn! Sie hat Nährstoffe in ausreichender Menge.“ Er starrte auf die Schachtel. „Was hast du da?“

„Na Lebkuchen!“

Er sagte nichts. Sollte er etwa zugeben, daß er den Sohn im Krankenhaus vergessen hatte? Daß heute Besuchstag war und daß sie gleich nach dem Mittagessen zu ihm hatten fahren wollen? Deshalb kam ihr in den Sinn, die Anemone könnte Hunger haben. Diese Frauen besitzen einen sechsten Sinn. Da funkt's im Handumdrehen.

Erst als sie vor dem Krankenhaus standen, murmelte er so etwas wie eine Entschuldigung.

Sie wunderte sich keineswegs. Sie kannte ihren Mann. „Macht nichts“, sagte sie lachend. „Jiři kommt ja bald aus dem Krankenhaus, und um die Lebkuchen hat er nicht dich gebeten, sondern mich.“

Der Mann blieb plötzlich stehen. Ihm fiel ein, daß sein Sohn sich auch etwas von ihm gewünscht hatte. Aber was? Nun kam er mit leeren Händen.

„Das Labor“, gab ihm seine Frau zu verstehen. „Du solltest während der Arbeit an deinen Sohn denken.“ Sie schaute ihn mit nachsichtigem Lächeln an. Ihr war klar, er hatte es vergessen. Ohnedies war es ein recht merkwürdiger Wunsch für ein fünfjähriges Kind.

„Sag ihm einfach, du hast an ihn gedacht.“

Ungeduldig und gespannt hielt der Junge nach seinen Eltern Ausschau. Hatten sie auch nichts vergessen?

Begeistert wickelte er die Lebkuchen aus und steckte gleich einen in den Mund. Dabei guckte er den Vater fragend an.

„Hast du im Labor an mich gedacht? Jeden Tag?“ Er tat gerade so, als gäbe es nichts Wichtigeres.

„Weißt du, jeden Tag nicht“, gestand der Vater wenigstens teilweise ein.

Der Sohn hielt ihn am Arm fest, sein Blick war eindringlich.

„Versprich mir, im Labor jeden Tag an mich zu denken, versprich mir das, ich bitte dich!“

„Ausgerechnet dort? Woanders nicht?“

„Woanders?“ Der Junge ließ den Arm des Vaters los und hob die Schultern. „Woanders brauchst du nicht unbedingt an mich zu denken. Aber im Labor. Vergißt du es auch nicht?“

Er blickte seine Eltern an und zählte die Tage, die er noch im Krankenhaus verbringen mußte. Nächsten Dienstag, hatte der Doktor gesagt; da muß ich also noch fünfmal schlafen. Und dann… Sein Gesicht bekam einen zärtlichen und zugleich sorgenvollen Aus-

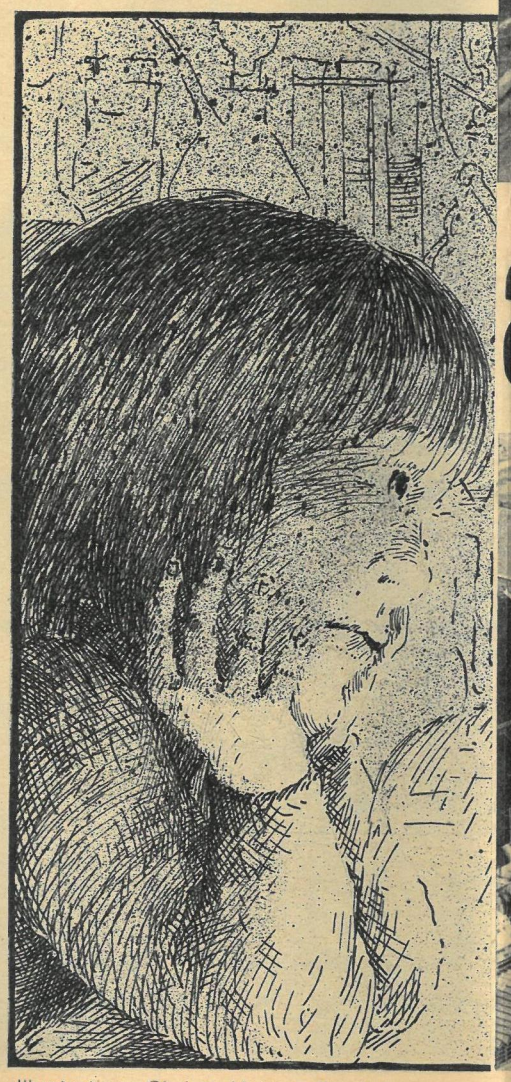
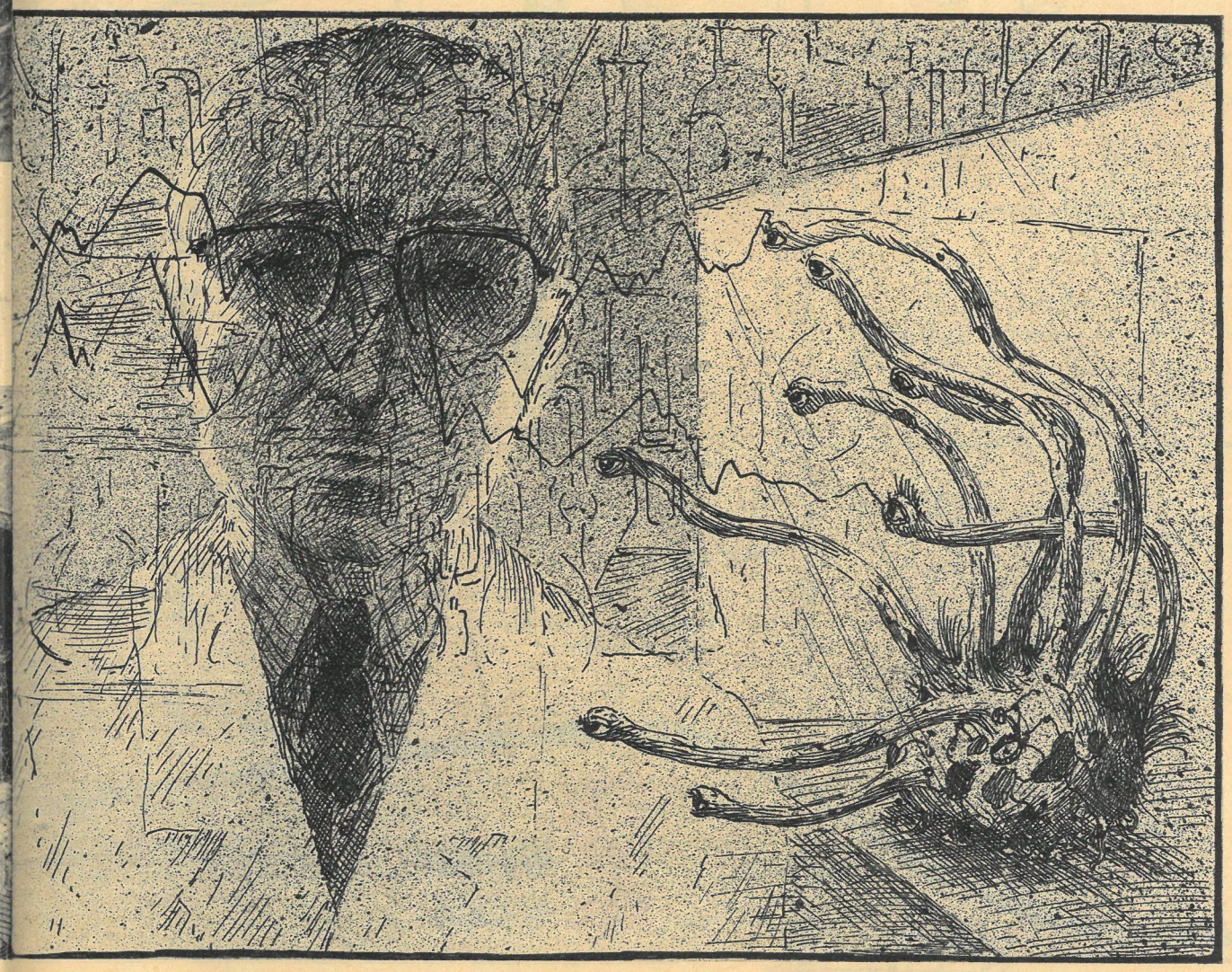


Illustration: Christa Unzner-Fischer

druck, wie bei kleinen Mädchen, die ihre Puppen wiegen. Noch fünf Tage! –
Er konnte es nicht erwarten. Fix und fertig stand er auf dem Flur – wenigstens ein paar Minuten wollte er die Zeit einholen. Er rannte der Mutter entgegen. „Ist Vater nicht mitgekommen?“
Das enttäuschte Stimmchen schmerzte die Mutter: Auf mich freut sich das Kind wohl gar nicht?
„Du siehst ihn heute abend. Er hat Arbeit.“
„Was macht er?“
„Er räumt irgendwas auf.“
„Im Labor?“
„Was du nur ständig mit diesem Labor hast!“ Die Mutter wurde unruhig. Die Augen ihres Sohnes erschienen ihr auf einmal so merkwürdig erwachsen. Sorge und Unsicherheit spiegelten sich darin wider.
„Ach, nichts.“ Sein heimliches Abenteuer verraten? Er würde sich doch nur eine Ohrfeige einhandeln, denn der Zutritt zum Labor war ihm streng untersagt. Jetzt würde er es auch noch aushalten können! Was waren ein paar Stunden gegen wochenlanges Warten? Und wenn… Aus der Sorge wurde Angst. Eine dunkle Vorahnung.
An diesem Abend fragte er den Vater nicht. Vielleicht hatte er sein Versprechen eingelöst, aber das würde er ja bald selbst sehen. Wenn die Eltern nur einschlafen wollten!
Kurz nach elf krabbelte Jiři aus dem Bett und horchte an der Tür des elterlichen Schlafzimmers. Unterhalten sie sich noch? Zweimal zählte er bis zehn. Nichts war zu hören. Knisternde Stille. Alles schlief.
Aus dem Arbeitskittel des Vaters angelte er einen versilberten Schlüssel und stahl sich auf den langen Gang. Er öffnete die Tür des Labors. Dunkelheit?
Hatte er sich etwa verrechnet? Jeden zweiten Tag brannte hier nachts Licht. Heute nicht. Noch niemals hatte im Labor so eisige Totenstille geherrscht.
Jiři betätigte den Lichtschalter und eilte zum Vivarium. Es ähnelte einem gesäuberten und trockengelegten Bassin. Der Junge erstarrte. Überraschte ihn das? Nein, der Vater hatte ja schließlich heute nachmittag hier saubergemacht. Als ob ihm das von Anfang an sonnenklar gewesen wäre, drückte er seine Stirn an die gläserne Scheibe, hinter der nichts war. Absolut nichts. Er sah nichts, es gab auch nichts zu sehen. Nach einem Augenblick der Reglosigkeit erfaßte ihn ein unbekannter Schmerz.
Am Morgen fanden die Eltern ein leeres Bett vor.
„Im Labor?“ Der Mutter war gestern schon aufgefallen, daß ihr Junge dort ab und zu heimlich spielte. Sie hätten den Schlüssel besser verstecken sollen, auch ein artiges Kind ist eben nur ein Kind.
Die Eltern liefen beide los. Durch die Tür des Labors brach ein goldfarbener Strahl. Der Vater hatte die Lampe für die Sonnenbestrahlung noch nicht ausgewechselt. Das Kind schlief zusammengekauert am Vivarium, das Gesicht war naß von Tränen. Der Junge erwachte in den Armen der Mutter. Als er den Vater gewahrte, schossen ihm wieder die Tränen aus den Augen.
„Du hättest Prügel verdient.“ Die Stimme des Vaters klang ernst. „Hast du vergessen, daß…“
„Du hast es vergessen!“ schrie der Junge und schluchzte fortwährend. „Du hast im Labor nicht an mich gedacht, dabei hattest du es so fest versprochen!“
Der Kummer des Kleinen machte den Vater betroffen. „Weine nicht“, sagte er versöhnlich, „von heute an werde ich bestimmt jeden Tag an dich denken, sobald ich die Tür des Labors öffne.“
Der Junge wandte sich ab. „Jetzt brauchst du es nicht mehr.“
Jiři ließ sich waschen, anziehen und an den Frühstückstisch setzen, als ob er nicht fünf wäre, sondern gerade zwei.
Die Abweisung des Jungen ließ in dem Exobiologen ein ungutes Gefühl aufkommen. „Warum willst du nicht mehr, daß ich an dich denke?“
„Du verstehst überhaupt nichts!“ entgegnete der Junge bockig. „Hüte deine Zunge.“ Aber sofort hielt sich der Vater wieder zurück, denn er wollte mit eigenen Ohren hören, was er plötzlich ahnte. „Was verstehe ich nicht?“
„Nichts.“ Mit einer heftigen Handbewegung kippte der Junge die Tasse Milch um, eine weiße Pfütze ergoß sich über den Tisch. Schweigend wischte die Mutter sie weg.
Der Sohn hob zaghaft den Kopf: Bekomme ich jetzt eine Ohrfeige? Die Eltern hatten ihm anscheinend verziehen. Mitleidig lächelte die Mutter, und unter diesem Lächeln schmolz der kindliche Trotz.
„Na wenn ihr mich Hals über Kopf ins Krankenhaus gebracht habt!“ Er schluchzte erneut.
„Aber deshalb bist du doch so schnell wieder gesund geworden.“ Die Stimme der Mutter klang mild, ein Angebot, den Eltern zu vertrauen. Er lehnte es nicht ab.
„Aber ich konnte es ihm nicht mehr sagen!“
„Wem?“ Der Vater wurde blaß. „Wem konntest du nicht mehr sagen, daß du krank warst?“
„Na ihm! Er hat sicherlich angenommen, daß ich ihn niemals mehr besuche. Immer war er dort allein in diesem Vivarium, er hatte keinen Freund, nur mich. Vielleicht dachte er, er hätte mich verärgert und ich will ihn nicht mehr zum Freund, und inzwischen…“ Der Junge rang wimmernd nach Luft.
„Inzwischen war ich bei ihm“, beendete der Vater besänftigend den unvollendeten Satz.
„Aber du bist nicht sein Freund.“
„Und warum nicht?“
„Du hast ihm seine Fragen nicht beantwortet!“
„Aber er hat mich doch gar nichts gefragt.“ Der Vater zwinkerte seiner Frau zu – der Junge phantasiere ja. Aber ganz sicher war er sich dessen nicht.
„Er hat dich was gefragt. Hast du ihn nicht gehört?“ Der Junge verschmierte die Tränen im Gesicht.
„Du hast ihn wohl gehört?“ Als der Mann das eifrig nickende Kind ansah, drehte es sich in seinem Kopf wie in einem Karussell. „Wie habt ihr euch denn verständigt?“
„Na ganz normal. Durch Gedanken.“ Der Junge wimmerte zum wer weiß wievielten Mal. „Aber weil er noch ganz klein war, konnten seine Gedanken nicht durch Türen und Mauern dringen. Deshalb solltest du an mich denken. Von dir hätte er erfahren können, was mit mir los ist. Und du hast es vergessen!“
Der Exobiologe schwieg. Die Entwicklung der Filia Sororis lief vor seinem geistigen Auge ab wie eine Zeitrafferaufnahme. Auf viele Fragen erhielt er in diesem Augenblick Antworten. Wie oft verblüffte ihn der Sohn mit seinen zwar ungewöhnlichen, aber im Grunde richtigen Begriffen und Kenntnissen aus der Exobiologie! Nie hatte er sich die Zeit genommen, über die seltsame Reife seines Sohnes zu grübeln. Dabei erstaunten ihn die frühreifen Interessen des Kindes jedesmal aufs neue.
Doch jetzt brauchte sich der Wissenschaftler darüber nicht mehr zu wundern, er stand vielmehr vor einem neuen Rätsel. Wie konnte

Fortsetzung auf Seite 41

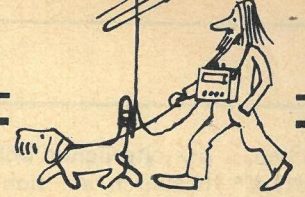


Ein bös' Gewissen ist ein Hund, der allzeit bellt. a Santa Clara

Willst du mit mir hausen, so laß die Bestie draußen. Goethe

Der Dackel

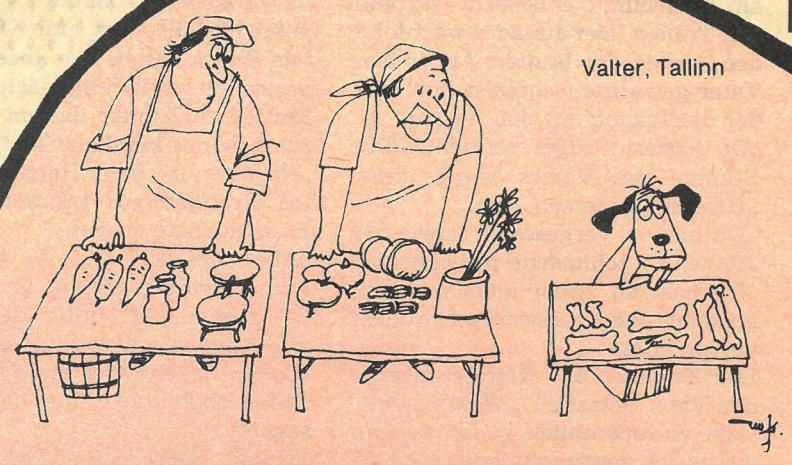
A. Skailis



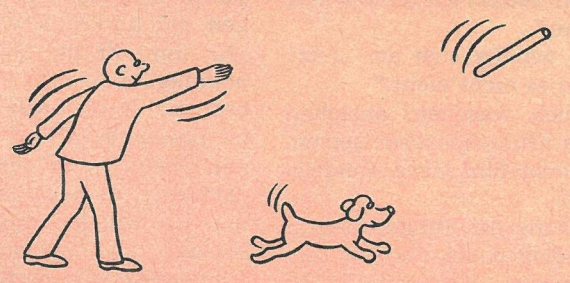
Wir erhielten die Nachricht, daß der Kollege Bistaklis von einem Hund gebissen worden sei.
Der Gewerkschaftsorganisator erläuterte den Hergang:

„Der Arme ging im Park spazieren, da sprang plötzlich ein Dackel aus dem Gebüsch und biß Bistaklis in die Weichteile." „Dackelbisse heilen lange nicht zu", sagte ich, „besonders wenn es sich um einen reinrassigen Hund handelte."
„Alle Hunde sind Scheusale", ergänzte Lijelod, der mit dem Geschädigten befreundet war.
„Man müßte ihn besuchen", seufzte Lijelod, „damit der Mensch eine moralische Unterstützung seitens des Kol-

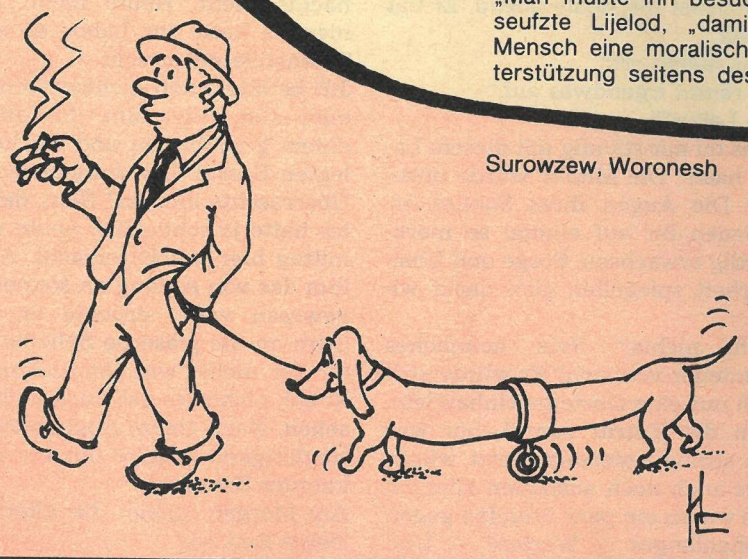
Gedanken wollen oft



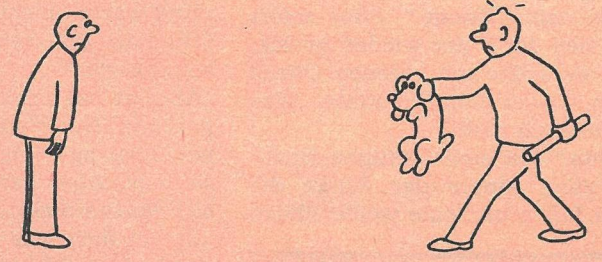
Valter, Tallinn



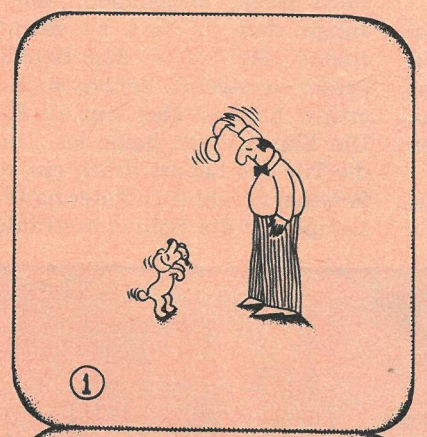
Dmitrijew, Moskau



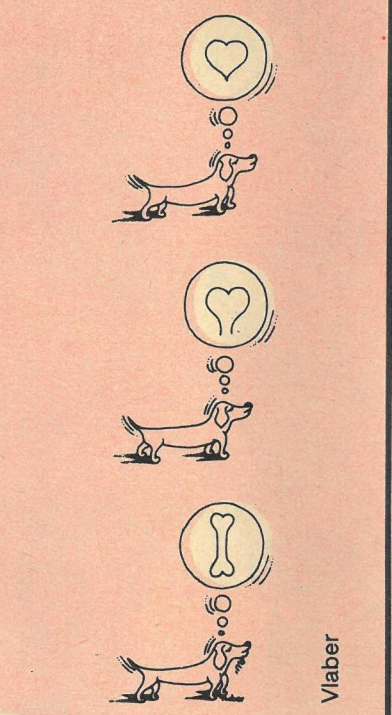
Surowzew, Woronesh



A

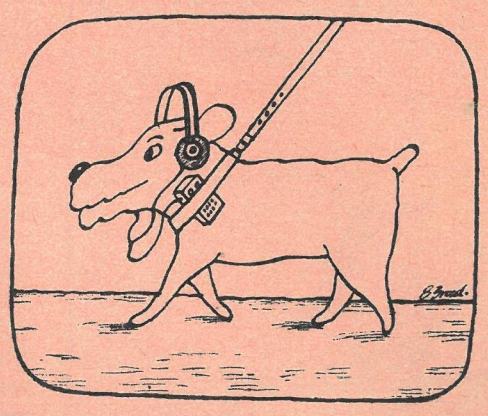


Fletscher, der furchtbare Hüttenschneck von Lippok

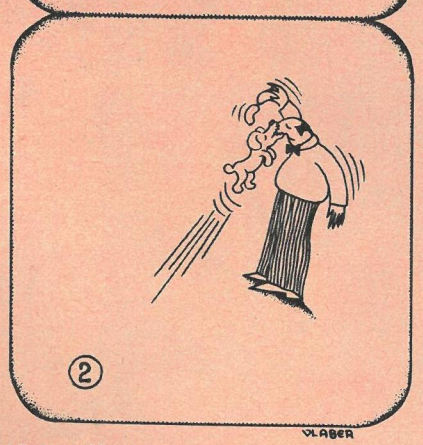


Vlaber

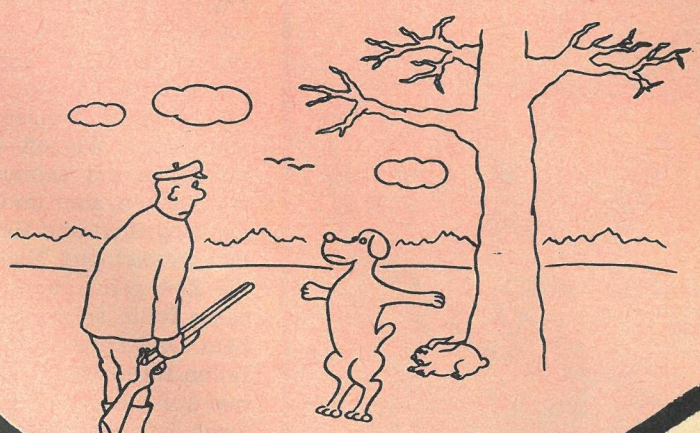
Gibst du dem Mops Sardellenbutter, frißt er sie nicht, doch bellen tut er.



Radev, Sofia



Vlaber, Kaunas

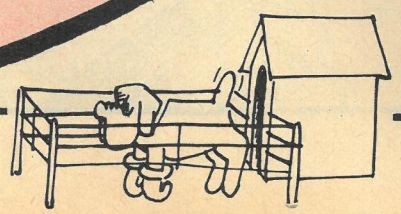


Dmitrijew

Hunde, die gerade beißen,bellen nicht.

2 Wochenspruch

Ein verständiger Schwanz wedelt nicht ständig mit seinem Hund.



Wenn ein Hund bellt und ein Mensch spricht: ist das eine Konversation?

wie Kinder und Hunde, daß man mit ihnen im Freien spazieren geht. Morgenstern

lektivs erhält." „Unbedingt", stimmte der Gewerkschaftsorganisator zu, „wollen wir doch jeder zu einem Rubelchen zusammenlegen, ein kleines Geschenk kaufen und zu Bistaklis gehen."

„Meiner Ansicht nach muß zuerst geklärt werden, unter welchen Umständen der Hund ihn angefallen hat", wandte ich ein. „Vielleicht hat Bistaklis ihn gereizt."

„Dackel sind kluge Tiere. Ohne Grund greifen sie nicht an", unterstützte mich Lijelod. „Ich kenne Bistaklis, er wirft gern Tiere mit Steinen."

„Mit Steinen? Der Schurke wirft mit Steinen?", rief Andrum erregt. Gemeinsam erinnerten wir uns an andere Fälle, in denen Bistaklis sich abscheulich benommen hatte: in der Straßenbahn hatte er einer Frau auf den Fuß getreten, den Versicherungsangestellten hat er aus der Wohnung geworfen, einen Apfelgriebsch auf den Bürgersteig...

Geld sammelten wir dennoch. Ein Rubel kam zusammen. Wir kauften eine Wurst und brachten sie dem Dackel.

Aus dem Russischen von Fritz Pietzonka

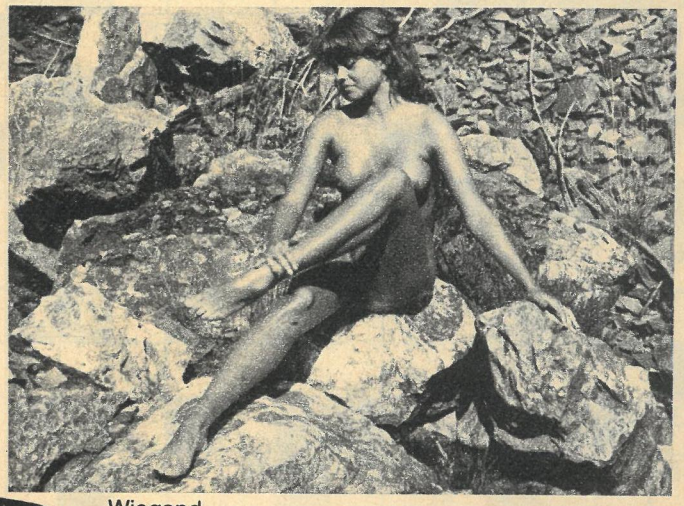
Gennadi Kostowezki/Oleg Popow

Ein Freund des Menschen

Daß der Hund ein Freund des Menschen ist, ja, immer mehr zum Mittler zwischenmenschlicher Beziehungen wird, ist nicht zu übersehen. Kürzlich zogen wir in ein neues Haus. Niemand kannte den anderen. Daß in der Wohnung 197 zum Beispiel ein bekanntes Akademiemitglied wohnt, hätte ich nie erfahren, gäbe es nicht seinen Hund. Schließlich steht es dem Mann nicht auf der Stirn geschrieben, daß er Akademiemitglied ist. Eine andere Sache ist es, wenn ich erfahre, daß er das Herrchen des Bernhardiners ist. Jetzt erkenne ich unser Akademiemitglied aus 300 Meter Entfernung. Einen Bernhardiner verwechselt man nicht mit dem Pinscher, der die Frau des bekannten Fußballers ausführt, und auch nicht mit der Dogge, deren Besitzer am Technikum Chemie liest. Die Nachbarn sind für mich nicht mehr Schall und Rauch. Jede Wohnung ist jetzt vom unverwechselbaren Charakter ihres Eigentümers geprägt. Unter mir wohnt ein melancholischer Terrier, neben mir ein exaltierter Collie, zwei Etagen über mir ein Prachtpudel. Nach einem Monat stehen die meisten Mieter mir nahe wie Verwandte. Unlängst ist bei uns im Hause ein Bologneserhündchen aufgetaucht. Ein hübsches, kleines, wuschliges Tier. Mein Tjapa hat sich gleich mit ihm angefreundet. Sobald ich von der Arbeit nach Hause komme, zieht mich Tjapa zu Tschapa. Mit seiner Besitzerin habe ich bereits ein verlegenes Lächeln getauscht. Sie ist ein so sympathisches und sehr schönes Mädchen. Einstweilen aber kenne ich noch nicht einmal ihren Namen. Gern würde ich sie einmal ins Kino einladen, aber wer läßt da unsere Hunde mit hinein? Nun aber steht unserem näheren Kennenlernen nichts mehr im Wege. Wir werden uns treffen! Am Sonntag sind wir alle vier von einem namhaften Sportler zum Geburtstag eingeladen... Sein Dobermann Rex wird fünf.

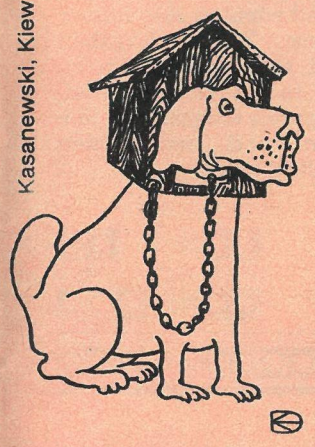
Aus „Ogonjok" übersetzt von Adeline Thomas. Gekürzt.

Treu ist der Hund.
Er kommt immer wieder,
wie auch so manches Pfund
ins festgeschnürte Mieder!
Gürek

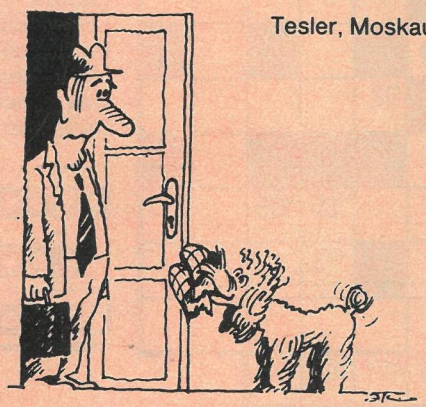


Wiegand

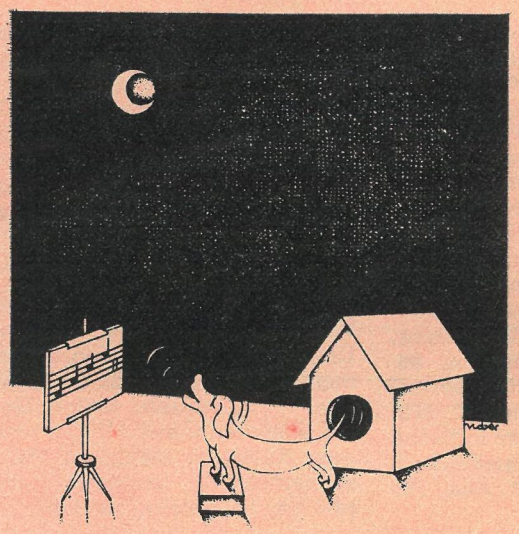
Kasanewski, Kiew

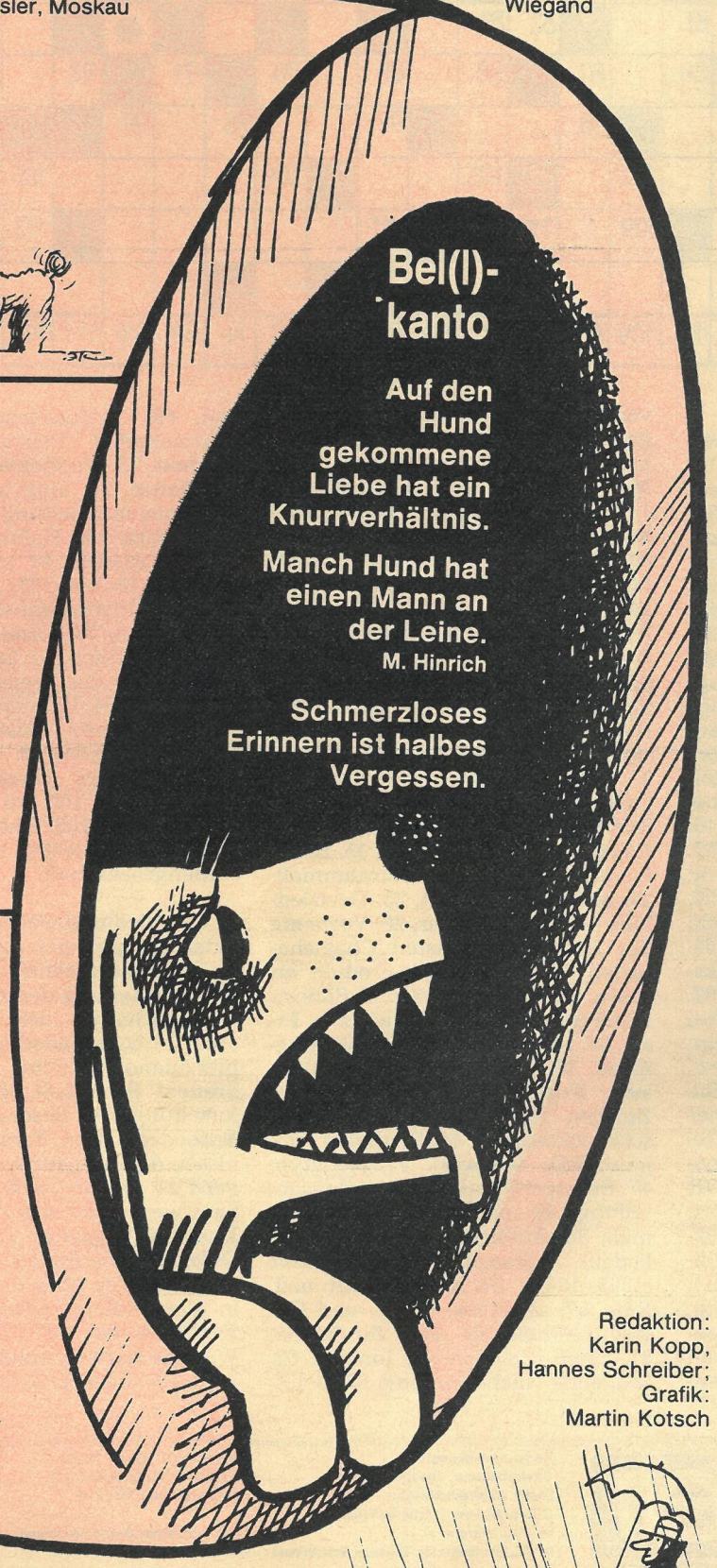


Tesler, Moskau



Vlaber

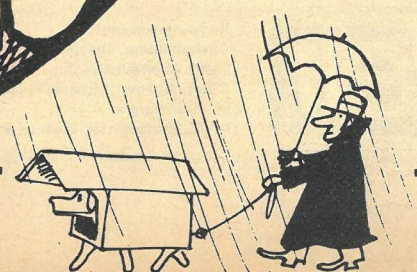




Steger

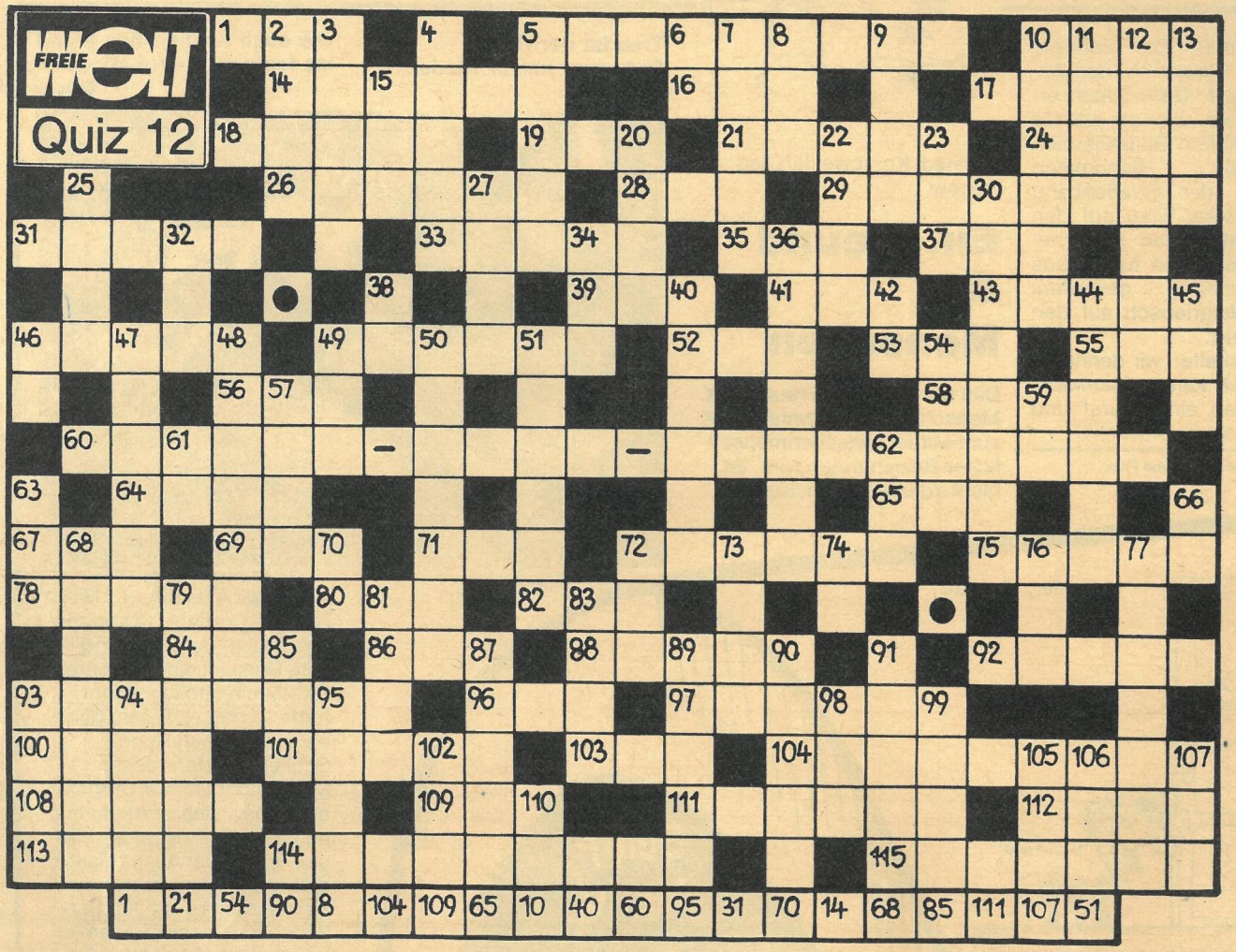
Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik:
Martin Kotsch

Die geschickteste Art, einen Konkurrenten zu besiegen, ist, ihn in dem zu bewundern, worin er besser ist. Altenberg



Hebbel

Zweisamkeit ist nicht immer das Ende von Einsamkeit. Jo Schulz



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Fluß zum Asowschen Meer, 5. Mädchenname, 10. überlieferte Erzählung, 14. ein Odernebenfluß, 16. schweizer. Flächenmaß, 17. Abbauraum im Bergwerk, 18. westsibir. Industriestadt am Tom, 19. Fruchtbrei, 21. sowj. Schwarzmeer-Kurort, 24. Mädchenname, 26. Lenanebenfluß, 28. sowj. Fluß zum Ob-Busen, 29. allgemein: Tier, das ein anderes fängt und frißt, 31. Erfinder des Fahrrad-Vorläufers, 33. Aufgabe des Schauspielers, 35. japan. Heiligtum bei Osaka, 37. mäßig warm, 39. Einteilungsbegriff, 41. griech. Buchstabe, 43. österr. Lyriker (1802–1850), 46. Singvogel, 49. Brotaufstrich, 52. griech. Buchstabe, 53. französisch: Straße, 55. Rheinnebenfluß, 56. französisch: Sommer, 58. Stahlfach, Tresor, 60. die ungekürzte BAM, 64. Angehöriger eines german. Volksstammes, 65. svw. kleine Insel, 67. Wolganebenfluß, 69. Titelgestalt bei Strittmatter (Vorname), 71. Rheinnebenfluß aus der Eifel, 72. svw. ähnlich; vergleichbar, 75. weibl. griech. Sagengestalt, 78. Bewohner einer ASSR im Wolgaland, 80. Elementarteilchen, 82. Abk. für Diapositiv, 84. Staatsmann der DDR (gest. 1961), 86. russisch: hundert, 88. Krankentransportgerät, 92. griech. Naturdämon, 93. svw. Billigung; Zwangsmaßnahme (griech.), 96. Windschatten, 97. niederländ. Stadt in Südholland, 100. Aussprachezeichen, 101. Bewohner von Laos, 103. ausgestorbener Riesenvogel Neuseelands, 104. Inselgruppe v. d. Südspitze Südamerikas, 108. ein Titaneisenerz, 109. Mädchenname, 111. feiner Regen, 112. Völkerschaft auf Hokkaido/Japan, 113. südfranzös. Bergbaustadt, 114. zweitgrößte Stadt der UdSSR, 115. Ruhegeldempfänger.

Senkrecht: 2. Quellfluß der Schilka, 3. Fluß i. d. Beloruss. u. Litauischen SSR, 4. bulgar. Donaunebenfluß, 5. türk. Männername, 6. Zeichen für Hektar, 7. armenisch-sowj. Schriftsteller (gest. 1964), 8. Nordlandtier, 9. Nebenfluß der Unteren Tunguska, 10. Bildhauerwerk, 11. asiat. Büffel, 12. Offizier der höchsten Rangklasse, 13. Zuchttier, 15. Erfüllungsstand, 20. altes Holzraummaß, 22. griech. Kriegsgott, 23. Dorfsiedlung sowj. Turkvölker, 25. Vorname des sowj. Komponisten Chatschaturjan, 27. Zersetzungsprodukt an Eisen, 30. Inselgruppe v. d. Südostküste Spaniens, 32. französisch: Insel, 34. Langarmaffe, 36. ein Feingemüse, 38. vertrauliche Anrede, 40. svw. Frist, Zeitpunkt, 42. chem. Zeichen für Iridium, 44. Metallschmucktechnik, 45. Stadt a. d. Donau/BRD, 46. sowj. Flugzeugtyp, 47. Beinspreizübung, 48. Verlagsabteilung, 49. physikal. Dämpfungsmaß, 50. Automarke der DDR, 51. bedeut. französischer Lyriker (1895–1952), 54. ČSSR-Stadt a. d. Elbe, 57. altchines. Münz- und Gewichtseinheit, 59. Abk. für Firma, 61. chem. Zeichen für Ionium, 62. saugende Nachströmung, 63. Senkblei, 66. Skatausdruck, 68. Fettschwanzschaf (Pelztier), 70. Tierprodukt, 72. Wappenvogel, 73. Wasserpflanze, 74. Fluß bei Omsk, 76. Gartenbauausstellung in Erfurt, 77. südwestfranzös. Hafenstadt, 79. das Nordpolargebiet, 81. poln. Ort nordöstl. von Slubice, 83. Einzelwettbewerb bei Pferderennen, 85. Fluß in Kasachstan, 87. Ölsäure, 89. karpfenartiger Fisch, 90. Lernbegier, 91. Entlohnung der Seeleute, 93. Mädchenname, 94. rillenart. Vertiefung, 95. fruchtbarer Wüstenstrich, 98. musikal. Halbton, 99. weibl. Gestalt aus de Costers „Ulenspiegel", 102. russisch: drei, 105. frühere lettische Münzeinheit, 106. Rhônenebenfluß, 107. Tongeschlecht, 110. Abk. für Aktiengesellschaft.

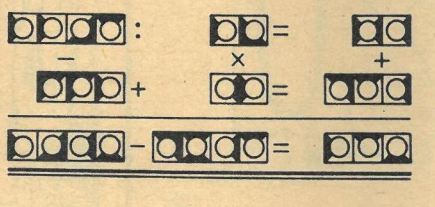
In der Siedlung Sergeljach bei Jakutsk befindet sich das bedeutendste Forschungszentrum (der Sibirischen Abteilung der Akademie der Wissenschaften der UdSSR) für eine Wissenschaftsdisziplin, die es hierzulande nicht zu geben braucht! Sie befaßt sich mit der Erforschung von Besonderheiten des Erdbodens. Den Forschungsergebnissen dieser Institution ist es übrigens zu danken, daß die BAM gebaut werden konnte.
Das Lösungswort im heutigen Quiz 12 – Sie finden es wie immer auf dem Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern – ist das Fachwort für die oben genannte Wissenschaftsdisziplin.

Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 8, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Einsendeschluß ist der 11. Dezember 1985 (Poststempel). Und bitte die Marke Quiz 12 oder die Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen! Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.
Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 1/1986 der FREIEN WELT.
Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. Preis	25,– Mark

Raten und Rechnen

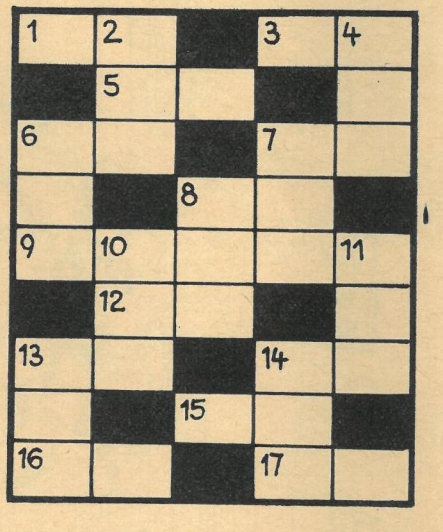
Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Silbenkreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Name der Elbe in der Tschechoslowakei, 3. Wolganebenfluß, 5. Sinnesorgan, 6. griech. Kriegsgott, 7. Keimzellen von Moosen und Farnen, 8. Zeichen (Mz.), 9. Zahnbetterkrankung, 12. eine jemenitische Hauptstadt, 13. langstielige Blume, 14. südfranzös. Hafenstadt, 15. Schachfigur, 16. ein Edelgas, 17. kleiner Stör.

Senkrecht: 2. früherer Name von Varanaschi/Indien, 4. Benehmen, Umgangsformen, 6. sowj. Schwarzmeer-Kurort, 7. Stadt in Mittelitalien, 8. italienisch: meine Herrin, 10. Mädchenname, 11. Gerade, die eine Kurve in mehreren Punkten schneidet, 13. tropische Schlingpflanze, 14. Studienhalbjahr.



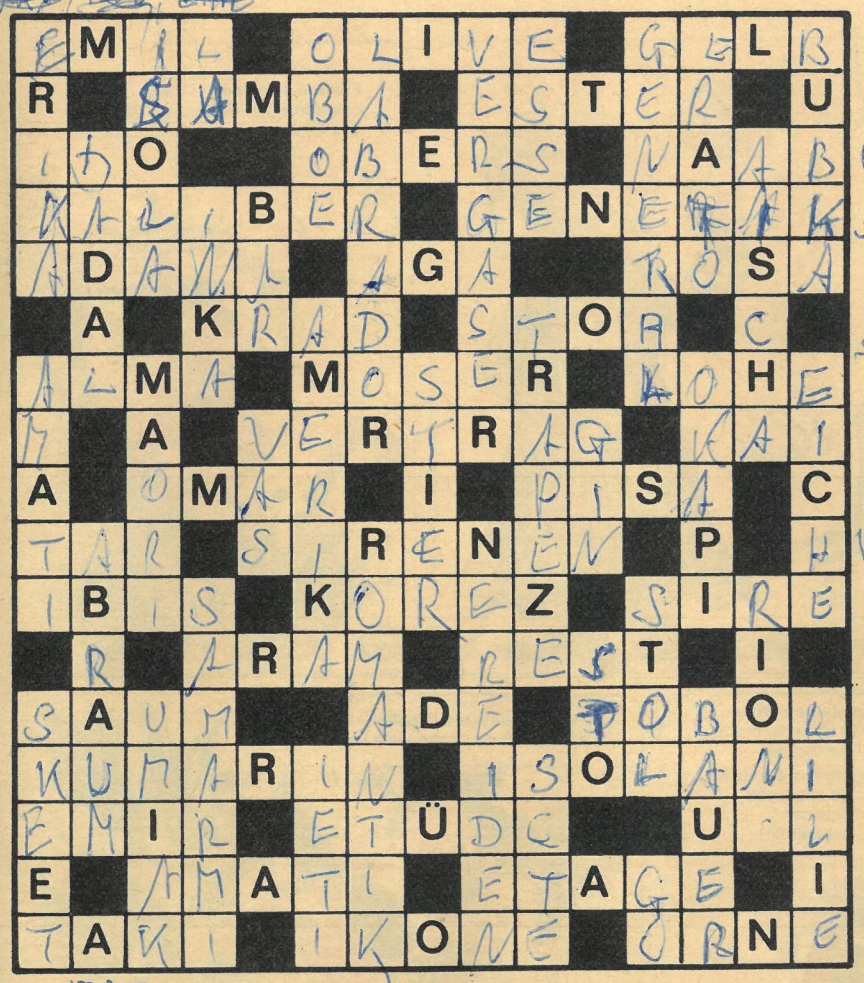
Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure:
Günter Bonow, Marianne Wambutt,
Dr. Paul Wurche
Redaktionssekretär: Barbara Schablinski

Wissenschaft: Heinz Bartel
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund
Kultur: Helmut Zemke i. V.

Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
*
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand
der Gesellschaft für
Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann



Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:

1. türk. Provinzhauptstadt in Kleinasien, 2. Erd- u. Gesteinsmassen über Kohle- oder Erzlagerstätten, 3. amerikan. Riesenkröte, 4. Erdteil, 5. Mädchenname, 6. ital. Geigenbauerfamilie, 7. Vorname des Komponisten Chatschaturjan, 8. armenisch-sowj. Schriftsteller (gest. 1964), 9. islam. Frauenname, 10. Abschiedsgruß, 11. Trinkstube, 12. Schachfigur, 13. sowj. Spitzensportler (Stabhochsprung), 14. Ort im Norden der Mongolischen VR, 15. Titelgestalt bei Erich Kästner, 16. Heidekraut, 17. eine chem. Verbindung, 18. Rauchfang, 19. islam. Fürstentitel, 20. Übungsstück, 21. Muse der Liebesdichtung, 22. Stockwerk, 23. Laubbaum, 24. Farbe, 25. Vererbungslehre, 26. Offizier der höchsten Rangklasse, 27. Wacholderbranntwein, 28. altjapan. Brettspiel, 29. eine Kunstsprache, 30. mittelitalien. Industriestadt, 31. Watvogel, 32. Tafelgemälde, 33. altperuan. Herrscherkaste, 34. Vertrauter Wallensteins, 35. italienisch: Insel, 36. Anlegestelle für Schiffe, 37. lichte Weite von Rohren, 38. Duftstoff des Waldmeisters, 39. Kraftrad (Kurzw.), 40. Ort i. d. Belorussischen SSR (östl. von Rowno), 41. französ. Artikel, 42. Halbinsel im NO Kanadas, 43. Gerbrinde, 44. langstielige Zwiebelblume, 45. die polynesischen Ureinwohner Neuseelands, 46. österr. Schauspieler (gest. 1964), 47. Donaunebenfluß, 48. die Töchter des Meergottes Nereus, 49. österr. Bezeichnung für Schlagsahne, 50. Blasinstrument, 51. Ölbaumfrucht, 52. Kurzhalsgiraffe, 53. arabischer Männername, 54. nordwestfranzös. Fluß zum Kanal, 55. Überbleibsel, 56. Fluß aus dem Kaukasus (mündet bei Poti ins Schwarze Meer), 57. Farbton, 58. literarische u. philosophische, künstlerische Bewegung zwischen 1795 und 1830, 59. ital. Stadt am Arno (mit schiefem Turm), 60. lateinamerikan. Gesellschaftstanz, 61. Disziplin beim Wurftaubenschießen, 62. altgriech. Philosophenschule, 63. irakische Stadt am Tigris, 64. Alarmgeräte, 65. männl. Rind, 66. russisch: Tisch, 67. Anrede für Monarchen, 68. südfranzös. Hafenstadt, 69. Stoffumschlag, 70. russisch: hundert, 71. kaukasisches Zupfinstrument, 72. Inselatoll östl. von Bikini, 73. Schaukelreck (Mz.), 74. Irtyschzufluß in Kasachstan, 75. Fluß nordwestl. des Aralsees, 76. Fellboot der Eskimos, 77. westungarisches Komitat, 78. schriftliche Vereinbarung, 79. Vorrichtung an Ottomotoren.

Einer fehlt

Jedem der folgenden Wörter ist an gleicher Stelle ein weiterer Buchstabe einzufügen, so daß sich andere Begriffe ergeben:

Buch – Bake – Ree – Wehe – Rektor – Kora – Brut – Luch – Rhin – Feder – Bozen – Ster

Die neu eingesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – ergeben den Namen eines italienischen Astronomen (1835–1910), der im Jahre 1877 die sogenannten Marskanäle entdeckte.

Um die Ecke gedacht

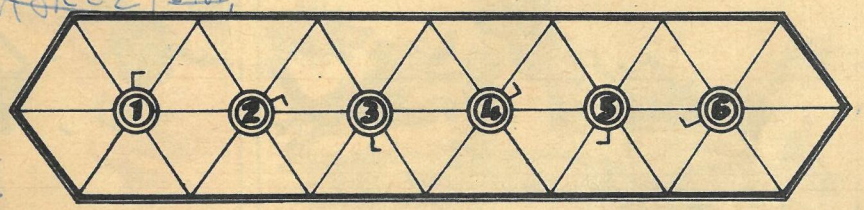
Gesucht werden „eine Million Maßeinheiten der Lautstärke".

Wabenleiste

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in angegebener Richtung:

1. Vulkanöffnung, 2. Jenissej-Nebenfluß, 3. Mantelform; Schnittform für Kleider, Blusen u. a., 4. Stadt in der südl. Schweiz, 5. Reihe, Serie (Mz.), 6. unteritalien. Hafenstadt.

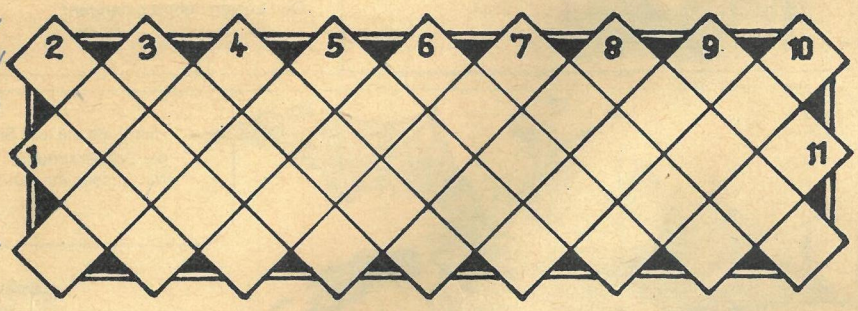
Die Buchstaben in den oberen Feldern – von 1 bis 6 – ergeben den Namen einer südwestlich von Moskau liegenden Stadt.



Schräge Reihen

Von der Zahl nach rechts unten: 1. albanische Währungseinheit, 2. deutscher Komponist (gest. 1916), 3. altrömische Hausgeister, 4. gegerbte Tierhaut, 5. Bewohner einer ASSR im Wolgaland, 6. Gespinsthülle mancher Schmetterlinge, 7. Teil des Eßbestecks, 8. unbestimmter Zeitabschnitt, 9. effektvoller Einfall.

Von der Zahl nach links unten: 3. Operngestalt aus „Schneeflöckchen", 4. Vorratsraum, 5. Fluß im Kaukasusvorland, 6. Stamm von Nachwuchskräften, 7. altgerman. Volksstamm, 8. Hauptstadt von Senegal, 9. ungarischer Männername, 10. Kreisstadt im Bezirk Potsdam, 11. gallertartige Masse.



Auflösungen aus Heft 23/1985

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 2. Areg, 5. Trapez, 9. Eder, 11. Gelee, 12. AK, 14. Monitor, 16. Andorra, 19. Gea, 20. Tat, 21. Oti, 22. Ester, 24. Renette, 26. All, 28. Amazone, 29. Tas, 30. Rau, 31. Azteke, 35. Ideen, 37. Baikal, 40. Tandem, 43. Nas, 44. Ree, 45. Napa, 46. Not, 47. Erek, 48. Brauer, 49. Rur, 50. Stoa, 51. Eni, 54. Kiemen, 57. Registratur, 61. Ala, 62. Brand, 64. Ia, 66. Kranz, 68. Ries, 69. Ella, 70. Iresi, 72. Butte, 74. Spur, 77. Kura, 79. Litze, 81. Te, 82. Fiale, 84. Oie, 86. Kamtschatka, 90. Apatit, 92. Öhr, 93. Orla, 95. Err, 96. Tanten, 99. Sues, 100. Ust, 101. Emil, 102. Été, 103. ELN, 105. Roland, 107. Kläger, 109. Arion, 111. Kelten, 114. Nau, 116. SAS, 118. Datteln, 120. TNA, 121. Rentier, 123. Glier, 125. Set, 126. Ara, 127. Ole, 128. Oberhof, 131. Santini, 134. Ni, 135. Biber, 136. Oker, 137. Taktik, 138. Eton.

Senkrecht: 1. Ido, 2. Aries, 3. Ego, 4. Gertraud, 5. Teatro, 6. Ren, 7. Pfote, 8. Zar, 9. Emirat, 10. Engels, 13. Kamele, 15. Tatar, 17. Donez, 18. Ritze, 23. Email, 25. Enant, 27. Lada, 32. Tonnage, 33. Kiepe, 34. Oka, 36. Elektra, 37. Banderole, 38. Intrige, 39. Aser, 41. Dau, 42. Marinade, 44. Res, 48. Baku, 52. Ne, 53. Atlanta, 55. Irbis, 56. Maas, 58. Sar, 59. Ran, 60. TU, 63. Reise, 65. Alm, 66. Kabul, 67. Ziel, 68. Rettich, 71. Mut, 73. Ureki, 75. Reparatur, 76. Pflaster, 77. Kama, 79. Ios, 80. Zeh, 83. Om, 85. Störung, 87. Aton, 88. Tolstoi, 89. KH, 91. Totlast, 94. Aue, 95. Esel, 97. Amore, 98. Nil, 104. Län, 106. Danae, 107. Knall, 108. Elan, 110. Onegasee, 111. Karton, 112. Linse, 113. Edith, 115. Union, 116. Streik, 117. Saphir, 119. Trafik, 122. Terek, 124. Elton, 129. bit, 130. Obi, 132. Art, 133. Ner.

Kreuzgitter. Waagerecht: Kantilene (28), Aston (7), Niger (42), Sesam (55), Tee (58), Manko (36), Ehe (16), Lee (32), Noll (44), Runge (52), Ede (12), Egk (15), Maas (34), Torr (61), Arno (6), Tango (56), Etage (20), Prag (47), Inge (27), Unke (65), Man (35), Gum (25), Album (3), Etat (21), Ria (51), Eis (17), Tatra (57), San (54), Ahorn (1), Torus (62), Eleve (18), Alabaster (2).

Senkrecht: Kasan (29), Nasal (40), Imme (26), Enter (19), Nie (41), Egeln (14), Armee (5), Tunke (64), Niobe (43), Egart (13), Oma (46), Lesage (33), UNO (66), Don (11), Lagune (31), Mop (39), Ata (8), Ton (60), Ree (49), Ren (50), Ode (45), Gigli (23), Rau (48), Gnu (24), Kea (30), Gatte (22), Matte (37), Arate (4), Basra (10), Mensa (38), Trost (63), Tenor (59), Saba (53), Aul (9).

Wabenleiste: 1. Speise, 2. Leinen, 3. Athene, 4. Tanker, 5. Ukelei, 6. Mieter. – Plenum.

Vom Kern zum Wort: 1. Kabarett, 2. Rachitis, 3. Odenwald, 4. Kanadier, 5. Ohmmeter, 6. Dekaeder, 7. Internat, 9. Labrador. – Krokodil.

Schräge Reihen. Von der Zahl nach rechts: 1. Ren, 2. Radar, 3. Begas, 4. Maler, 5. Samen, 6. Tiger, 7. Leber, 8. Ebus, 9. Liter, 10. Tag.
Von der Zahl nach links: 3. Bar, 4. Medea, 5. Sagan, 6. Talar, 7. Limes, 8. Reger, 9. Leben, 10. Tiber, 11. Natur, 12. Ges.

Raten und Rechnen:

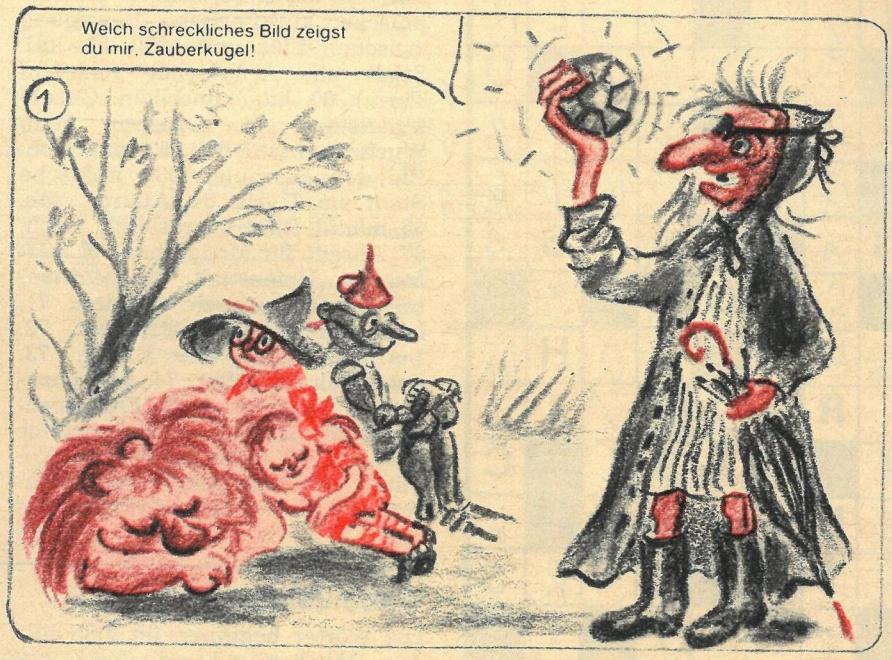
2924	:	86	=	34
–		×		+
575	+	20	=	595
2349	–	1720	=	629

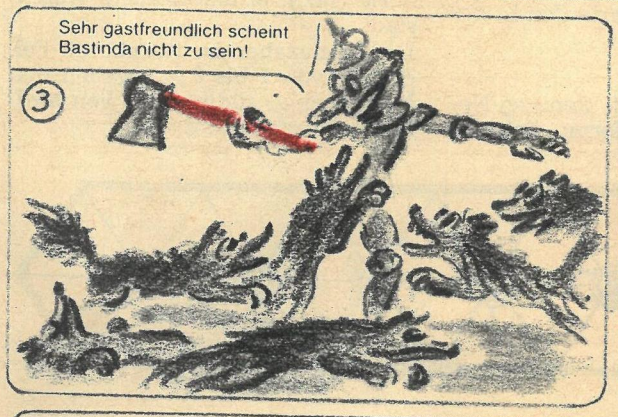
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

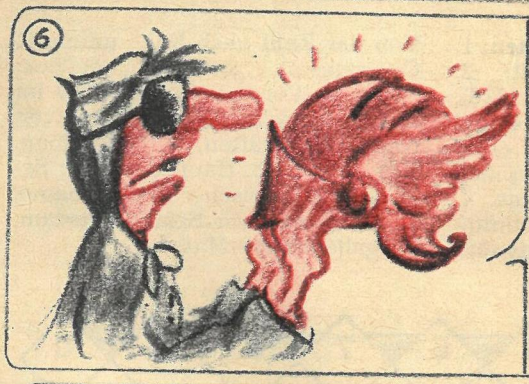
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

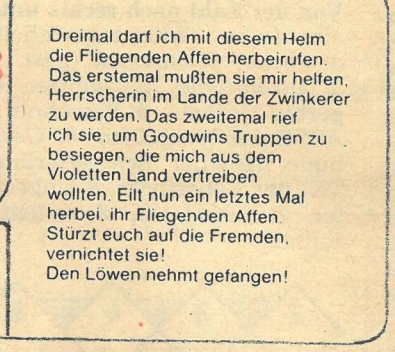
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

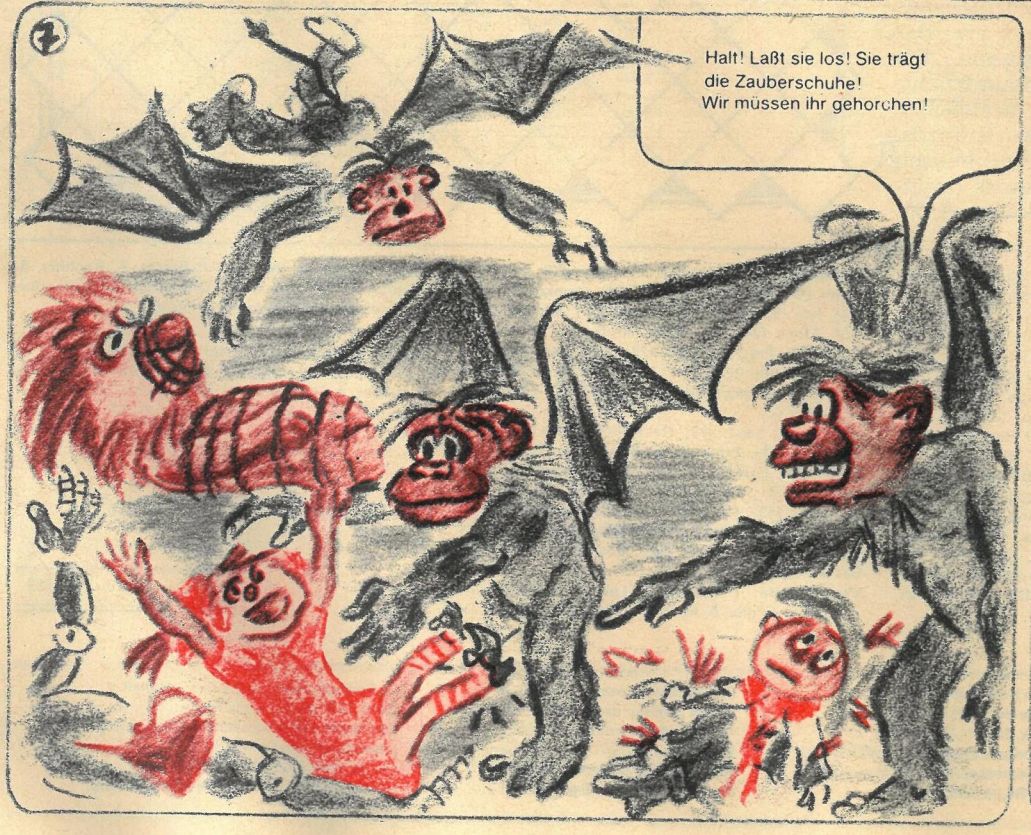
Aus dem gleichnamigen Buch des sowjetischen Schriftstellers Alexander Wolkow, nacherzählt von Karin Kopp, gezeichnet von Anneliese Dörck.











Fortsetzung von Seite 35

Er hieß Wuschel

ihm der Zusammenhang zwischen seinen eigenen Erwägungen und denen seines Sohnes über den Anemonenfisch entgehen? Ihm war es doch oft so vorgekommen, als ob das Kind in vereinfachter Form seine Gedanken nachvollzöge.
Konnte es daran Zweifel geben? Vermögen die Räder der Erkenntnis so präzis ineinanderzugreifen? Alles paßte zueinander, und damit basta. Die Filia Sororis war eingegangen, nachdem der Junge erkrankte.
Er streichelte das weinende Kind und dachte: Ich müßte ihn in Ruhe lassen, je weniger darüber geredet würde, desto eher könnte er den Freund vergessen und glauben, daß die Freundschaft mit dem Geschöpf aus dem Vivarium nur ein Kindertraum war. Der Junge muß es glauben. Auch die Frau soll es glauben und schießlich sogar ich, weil... Weil der Schlußbericht über den Versuch so bleibt, wie er ist. Nicht ein Wort werde ich daran ändern, weil sich die Erlebnisse des Jungen nicht experimentell nachweisen lassen. Wie soll ich meine bisherige Position verteidigen? Das wäre mein Ende.
Plötzlich war er froh, daß die Filia Sororis einzig in ihrer Art gewesen war. Die Vorstellung, ein anderer Wissenschaftler könnte ähnliches wie sein Sohn feststellen, entsetzte ihn. Warum hatte er den Anemonenfisch nicht gehört? Wenn nun außer seinem Sohn noch jemand Zutritt zum Labor gehabt hatte? Er erschrak. Anfangs hatten mitunter zehn Wissenschaftler um das Vivarium herumgestanden. Was, wenn sie nur geschwiegen hatten, um später die Mäuler zu wetzen?
Es hatte sich also doch um ein vernunftbegabtes Wesen gehandelt. Bei diesem Gedanken brach ihm kalter Schweiß aus. Wenn das so war, mußte er sich darauf einstellen. Den Bericht hatte er ja noch nicht abgegeben. In jedem Fall wollte er aus dem Jungen noch heute soviel wie möglich rauskriegen. Gleich jetzt.
„Gehst du schon lange im Labor ein und aus?"
„Seit Weihnachten!"
„Warum gerade seit Weihnachten?" Kein Wunder, daß er sich so genau daran erinnert.
„Weil..." Das Kind stockte. „Du hast vergessen, mir einen Hubschrauber zu schenken, und deshalb hab ich mir selbst ein Weihnachtsgeschenk gemacht. Als ich durch die Tür des Labors schmulte, wartete das kleine Wesen schon auf mich." Die letzten Worte gingen im Schluchzen unter.
„Wie hat er von dir erfahren?"
„Na, aus deinen Gedanken!"
„Und über Eva und Přemek wußte er auch Bescheid?" Als der Vater in die erstaunten Augen des Jungen blickte, fügte er hinzu: „Deren Väter waren ebenfalls in meinem Labor. Am Anfang des Experiments."
„Bestimmt haben sie nicht an ihre Kinder gedacht. Aber daß ihn viele Wissenschaftler besucht haben, weiß ich. Damals konnte er noch keine Gedanken aussenden."
Der Junge bemerkte nicht den erleichterten Seufzer des Vaters. „Er hat immerzu gehofft, alle wiederzusehen, aber niemand kam. Hast du sie nicht zu ihm gelassen?" Das Kind schreckte zurück, als ob es einer Ohrfeige ausweichen wollte...
„Sie hatten dort nichts zu suchen. Der Versuch war ausschließlich meine Angelegenheit." Glücklicherweise.
Erneut rannen Tränen über das Gesicht des Jungen. Am liebsten hätte er sich für alle Zeit im Bett versteckt und wäre nie mehr aufgestanden. Er setzte zu seiner Frage an, erfahren mußte er es. „Warum hast du ihn großgezogen, wenn du..., wenn du ihn nicht gern hattest?"
Einen Moment beklemmende Stille. Dann lachte der Vater. „Hat er sich etwa über mich beschwert?"
Er blinzelte seiner Frau zu: ein Spiel, Phantasie, ein Märchen. Er brauchte seine Frau nicht zu überzeugen, daß diese Geschichte der Einbildungskraft des Jungen entsprungen war.
„Überhaupt nicht." Der Sohn war für seinen Freund beleidigt. „Beschwert hat er sich niemals, er hat nur gesagt, wenn jemand einen anderen gern hat, dann kann er seine Gedanken erraten und sich mit ihm verständigen!" Und du hast ihn nicht gehört, dachte er, traute sich jedoch nicht, das auszusprechen.
„Das ist hübsch. Und was hat er dir noch erzählt?"
„Ich wäre sein Bruder und der lateinische Name gefiele ihm nicht. Sein Name wäre Wuschel."
Der Exobiologe schaute auf die Uhr und stand auf. Die Schilderungen des Sohnes interessierten ihn nicht mehr. Er versprach dem Sohn den Hubschrauber, entschlossen, es diesmal nicht zu vergessen. Dann ging er zufrieden aus dem Zimmer. Pfeifend schlenderte er über den Flur zu seinem Arbeitsplatz. Er war froh, daß die Geschichte ein so gutes Ende genommen hatte. Unglücklich, daß der eigene Vater seine Gedanken nicht hören konnte, schluchzte der Fünfjährige abermals hoffnungslos. Wozu ein Hubschrauber? Nichts begreift er. Immer tiefer empfand Jiři das Leid des Freundes, der keinen lateinischen Namen haben wollte, weil er weder Tier noch Pflanze war, sondern Bruder Wuschel. Aber der Vater hatte es nicht gehört, als er ihm das gesagt hatte. Und dabei sind doch Gedanken viel leichter zu verstehen als Worte.

Aus dem Tschechischen von Susanne Stengel

ZUSÄTZLICHE GEWINNAUSLOSUNG
IN DER 48. SPIELWOCHE

Ziehungen am 1.12. und 4.12.1985
Spielscheinannahme
vom 25.11. bis 29.11.1985

Mit moderner Fangflotte

Schulabgänger 1987

Wir informieren Euch über Möglichkeiten der Berufsausbildung für die Hochseefischerei.
Wir werden Euch bei der Wahl Eures Berufes unterstützen.
Für folgende Berufe bilden wir Schulabgänger der 10. Klasse aus:

- **Vollmatrose der Hochseefischerei**
  Lehrzeit 2 Jahre
  (Ausbildung in den VE Fangbetrieben in Rostock und Saßnitz)
- **Vollmatrose der Hochseefischerei mit Abitur**
  Lehrzeit 3 Jahre
- **Facharbeiter für Lebensmitteltechnik/Spezialisierung Fischverarbeitung**
  Lehrzeit 2 Jahre
  (für diese beiden Berufe Ausbildung n u r im VEB Fischfang Rostock)

Wir beraten Euch! Wendet Euch an uns!

VEB Fischfang Rostock
Stammbetrieb des VEB Fischkombinat
Personalbüro/Lehrlingseinstellung
2510 Rostock 5
Am Fischkombinat 11

VEB Fischfang
Saßnitz
Personalbüro
2355 Saßnitz
Postfach 7

Nicht jeder Stolz schmückt den Menschen

Eines Tages brachte ein alter Mann aus dem Walde statt Brennholz ein Bündelchen mit. Seine Frau fragte ihn:
„Was hast du mitgebracht, am Ende ein Geschenk?“
„Nein“, antwortete der Alte, „ich habe ein Kind im Wald gefunden. Wie ich so gehe, komme ich auf eine Lichtung, da sehe ich lauter Blumen, und mittendrin liegt das Kind und weint. Da hab ich es mitgenommen und gedacht, wo drei Söhne Platz haben, kann auch ein vierter leben.“
So wohnte denn der Junge bei den alten Leuten wie ein leiblicher Sohn. Er war klug und schön. Als er größer wurde, überkam ihn Stolz, er war nicht mehr zufrieden mit der Familie, in der er erzogen worden war, und begann sich der Armut zu schämen.
„Ich tauge zum Prinzen“, sagte er, „und hier muß ich in solcher Bettelarmut leben.“
Der Junge konnte arme Leute nicht leiden und machte sich auf manche Weise über sie lustig. Eines Tages sah er auf der Straße eine arme alte Frau, und er bewarf sie mit Steinen. Um sich zu bergen, ging sie ins Haus zu den beiden alten Leuten.
„Ich suche meinen Sohn“, sagte sie. „Eine Hexe hat ihn aus meinem Haus verschleppt, und er ist verschwunden. Das ist schon lange her.“
Sie begannen zu überlegen, wann das gewesen war, und da stellte sich heraus, daß der angenommene Sohn ihr leibliches Kind war.
Der Alte freute sich, daß sich die Mutter des Jungen gefunden hatte. Er rief ihn herein und erzählte ihm alles. Der Junge aber sprach:
„Was ist sie schon für eine Mutter? Ich erkenne sie nicht an. Sie will sich ja nur an mir rächen, weil ich sie mit Steinen beworfen habe.“
Da weinte die arme alte Frau bitterlich und sprach:
„Wahrlich, er wird in seinem Leben viel Not und Leid kennenlernen müssen, bis er ein wahrer Mensch wird.“
Sprach's und ging.

Der schöne Jüngling aber verwandelte sich vor den Augen der ganzen Familie in einen Menschen mit Froschkopf. Er selbst wurde es nicht gewahr, und zu Hause sagte ihm niemand etwas. Ging er aber die Straße entlang, so liefen alle vor ihm davon. Sogar die Freunde wandten sich von ihm ab.

Der Junge überlegte, was geschehen sein mochte, und merkte gar nicht, wie er das Dorf verließ und an einen See gelangte. Da trat er ans Wasser und erblickte sein abscheuliches Spiegelbild. Er drehte sich um – niemand zu sehen. Da begriff er alles. Er mochte nicht mehr nach Hause zurückkehren und ging in die weite Welt. Er ging und ging, da traf er einen alten Mann, der von der Arbeit ausgemergelt war.

Fellstiefel – die bis auf den heutigen Tag getragen werden

Der Junge ging zum Herrn des Alten und sprach:
„Dem alten Mann fällt es schwer, Leder zu gerben. Darf man einen Menschen zwingen, bis ins hohe Alter zu arbeiten?“
Der Herr antwortete:
„Dein Mitleid ist fehl am Platze, er ist mein Knecht.“
„Ich bin bereit“, sagte der Junge, „wenigstens ein Jahr lang umsonst für dich zu arbeiten, wenn du den alten Mann freiläßt.“
Der Herr willigte ein. Der Alte schenkte dem Jungen zum Dank eine Goldmünze und verschwand.
Der Junge arbeitete ein Jahr lang für den Herrn und verließ ihn dann. Er ging und ging, da sah er auf einmal im Walde Männer. Als er näher trat, merkte er, daß es eine Räuberbande war. Die Männer fesselten soeben einen Menschen und wollten ihn offenbar aufhängen. Der Junge sprach:
„Warum wollt ihr den Mann umbringen? Was hat er euch Böses getan? Hängt lieber mich auf und laßt ihn frei.“
Die Räuber willigten ein. Als sie ihn jedoch zu dem Baum führten, gab es einen ohrenbetäubenden Krach. Ein Gewitter brach los. Die Räuber erschraken und liefen nach allen Seiten auseinander. Der Mann aber, den sie hatten hängen wollen, war in der Nähe geblieben. Er trat zu dem Jungen und sprach:
„Guter Mensch, nimm die Leine vom Halse, du wirst sie noch brauchen können.“

Saamen

... früher auch: Lappen oder Lparen, leben im hohen Norden, im Gebiet Murmansk auf der Kola-Halbinsel. Nach der letzten Volkszählung von 1979 gibt es 1900 Sowjetmenschen, die ihrer Nationalität nach Saamen sind. (Saamen leben auch in Norwegen, Schweden und Finnland.)

1926 kam ein Saame der Kola-Halbinsel zum landwirtschaftlichen Versuchsstützpunkt und aus dem Staunen nicht heraus. Der dortige Agronom zeigte ihm eine reife Ähre und sagte, daß so das Brot wachse. Lange suchte der Saame vergeblich in der Ähre nach Brot... Die Saamen kannten bis dahin kein Brot, auch kein Obst und Gemüse.
Als die Lehrerin Alexandra Antonowa diese Episode ihren Schülern erzählte, trauten sie ihren Ohren nicht, so sehr hat sich das ganze Leben in den vergangenen sechs Jahrzehnten auch auf der 100 000 Quadratkilometer großen Kola-Halbinsel verändert. Heute gibt es hier sogar ein Gezeitenkraftwerk und nördlich von Kandalakscha ein Kernkraftwerk; die größte Stadt ist Murmansk.
Vorbei sind die Zeiten, da die Saamen nur Rentiere, Fische und Wildtiere kannten. Saamen halten heute Vorlesungen an Hochschulen, sind Lehrer, Ärzte, Ingenieure... Die Saamen haben auch ihre eigenen Dichter und Schriftsteller; die saamische Literatur ist die zweiundachtzigste sowjetische nationale Literatur. Seit 1983 können die Saamen Rundfunksendungen in ihrer Muttersprache hören. Der Empfang ist nicht nur in der „Hauptstadt“ der Saamen, in Lowosero, möglich, sondern auch in den entlegenen Stützpunkten der Rentierhirten, inmitten der Tundra. Die Kinder der Rentierzüchter werden in Internaten liebevoll betreut und auch in ihrer saamischen Muttersprache unterrichtet. Ein saamisches Sprichwort heißt: Wenn eine Mutter ihre Kinder glücklich sieht, vergißt sie jeden Kummer.

Gisela Reller

Siehe Rücktitel

Der Junge nahm die Leine, mit der sie ihn hatten hängen wollen, und wanderte weiter. Er gelangte an einen Sumpf und erblickte eine Kröte. Sie quakte kläglich, denn über ihr kreiste ein Raubvogel. Sie flehte den Jungen an:
„Rette mich!“
Der Junge tötete den Vogel und wollte weiterziehen.
Da sprach die Kröte zu ihm:
„Nimm dieses Blütenblatt aus dem Wasser mit. Es wird dir Nutzen bringen.“
Der Junge ging und ging, da erblickte er ein Schloß. Er ging näher heran und sah im Schloßpark ein wunderschönes Mädchen spazierengehen. Sie scheint gut und klug zu sein, da sie mich nicht wegjagt, dachte der Bursche.
Er ging um das Schloß herum und dachte: Was soll mir dieses Blütenblatt in der Tasche, wenn ich doch gute Kleidung brauche. Kaum hatte er dies gedacht, da hatte er schon ein Gewand an wie es schöner nicht zu finden wäre.
Was soll mir diese Leine, was soll mir diese Goldmünze, ich brauche doch ein Schloß wie das Mädchen, mit einem Park voller Wege.
Da plötzlich erhob sich vor ihm ein Schloß von nie gesehener Schönheit mit einem Park voller Wege.

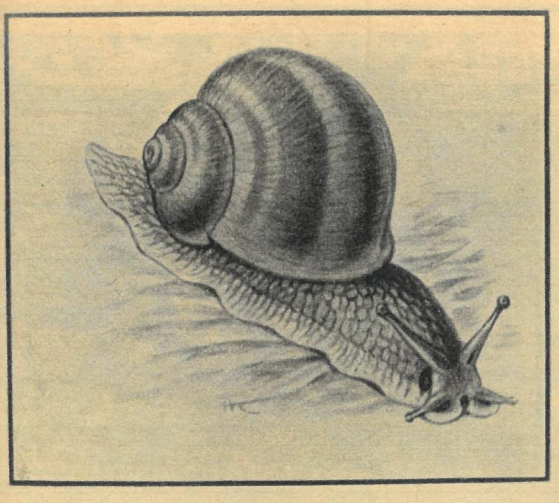
Da trat eine alte Pilgerin zu ihm und sprach:
„Guter Mann, was willst du mit solchem Reichtum? Du bist ein häßlicher Mensch, ich dagegen habe einen Sohn, der ist schön, doch unglücklich. Ihr solltet tauschen, ich wäre dir mein Leben lang dankbar.“
„Gut, Großmutter“, antwortete der Bursche, „ich will ihm alles geben.“
Kaum hatte er dies gesagt, da veränderte sich vor den Augen der Alten sein Gesicht und wurde wieder das Gesicht ihres Sohnes.
„Mein Sohn, bist du es?“ rief die Alte.

„Ja, Mutter, ich bin's“, antwortete der Sohn, „ich habe dich gleich erkannt und wollte dich nicht betrüben. Du siehst jetzt, wie ich für alles gestraft ward. Wieviel Leid habe ich über dich und mich gebracht.“
Der Jüngling holte die Familie des Alten, in der er aufgewachsen war, zu sich in das Schloß und veranstaltete ein Festmahl. So sollen sie zusammenleben bis auf den heutigen Tag.

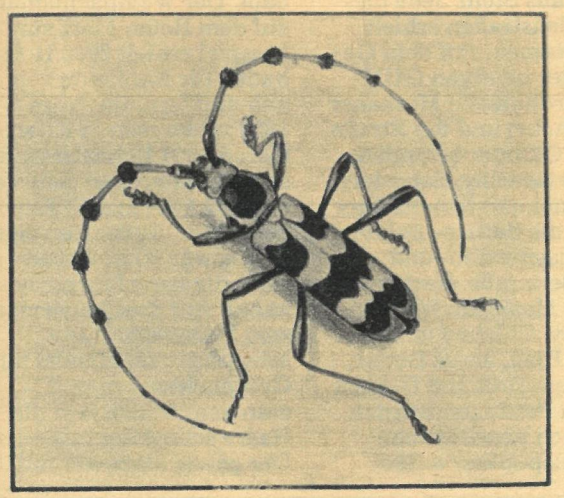
Aus dem Russischen übersetzt von Thomas Reschke. Die Auswahl der Märchen für diese Serie besorgte aus dem Russischen Gabriele Kleiner; Recherchen: Rosa-Maria Karnopp

Naturschutz in der UdSSR

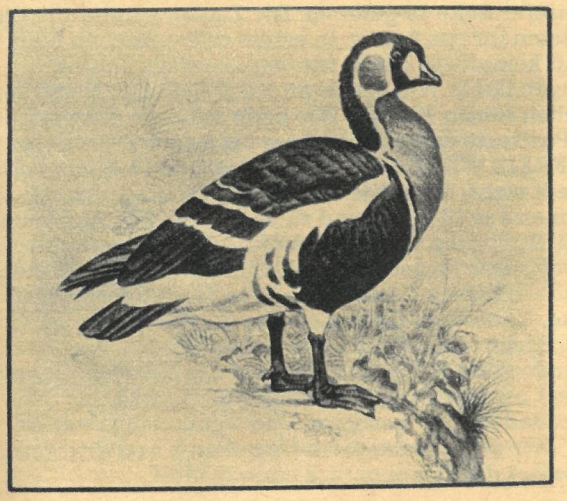
Rotbuch neu!



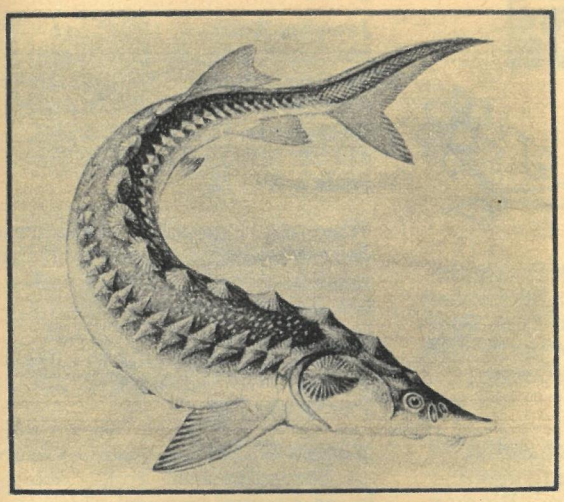
Buch's Weinbergschnecke, Helix buchi – Kat. III, begrenzte Verbreitung im Transkaukasus



Smaragdbock, Rosalia coelestis – Kategorie I, Relikt aus dem Tertiär, vereinzelt in Fernost



Rothalsgans, Rufibrenta ruficollis – Kat. II, zunehmend, brütet nur in Tundren Sibiriens



Atlantischer Stör, Acipenser sturio – Kat. I, Schutzzone an östlicher Schwarzmeerküste

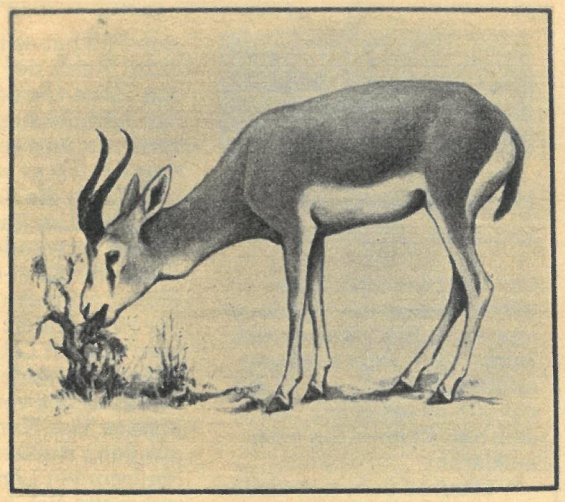
Im Jahre 1978 erschien in der UdSSR die erste Ausgabe des Rotbuches (Krasnaja Kniga), in einem Band und einer Auflage von 10 000 Exemplaren. Es registriert die unter besonderem Schutz stehenden Tiere wie Pflanzen und war sofort vergriffen. Nunmehr liegt in wesentlich erweiterter Form mit 50 000 Exemplaren eine zweibändige Neuauflage vor. Band 1 enthält die Tiere, Band 2 die Pflanzen, die auf dem Staatsgebiet der Sowjetunion in ihrem Bestand gefährdet sind.

Der Sowjetstaat widmete von seiner Gründung an dem Schutz der natürlichen Ressourcen und ihrer sinnvollen Nutzung größte Aufmerksamkeit. Dennoch, trotz grundlegender Maßnahmen zugunsten von Fauna und Flora, gerieten viele Tiere und Pflanzen in Gefahr, ohne gezielte Hilfe über kurz oder lang auszusterben – eine Entwicklung, die mit zunehmender Technisierung weltweit zu verzeichnen ist. Die Anzahl der als gefährdet geltenden Arten nimmt zu, und zwar nicht in erster Linie deshalb, weil – wie im Vorwort des Rotbuches festgestellt wird – sich die Umweltbedingungen derart verschlechtert hätten, sondern weil das Wissen über die einzelnen Spezies und Subspezies durch gezielte Forschungstätigkeit rapide anwächst. So ergab sich gegenüber der ersten Ausgabe die Notwendigkeit, auch Fische, Weichtiere, Insekten, Ringelwürmer, ferner Pilze, Moose und Flechten aufzunehmen. Jede einzelne Art bekam eine farbige Abbildung (erste Ausgabe nur Schwarzweiß-Zeichnungen), ihre Verbreitung ist auf einer Karte detailliert festgehalten. Die Texte sind exakt gegliedert und geben Auskunft über den augenblicklichen Status, die gegenwärtige Verbreitung im Vergleich zur Vergangenheit, den Lebensraum, den Bestand mit den erkennbaren Tendenzen seiner Entwicklung und die bestandsbeeinflussenden Faktoren. Es folgen Angaben zur Fortpflanzungsbiologie, über Zuchterfolge in menschlicher Obhut sowie gegenwärtige und vielleicht einmal erforderliche Schutzmaßnahmen.

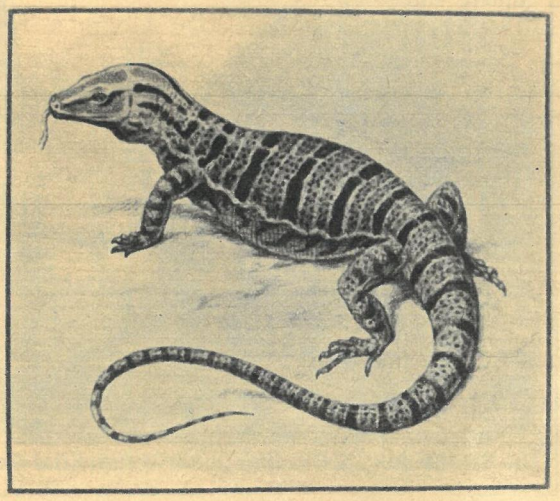
In der ersten Ausgabe wurden nur zwei Kategorien bedrohter Tiere unterschieden: gefährdete und seltene Arten. Entsprechend internationalen Empfehlungen enthält die Neuauflage insgesamt fünf Kategorien: Kategorie I umfaßt die unmittelbar vom Aussterben bedrohten Arten, deren Rettung, wenn überhaupt, nur durch spezielle Maßnahmen ermöglicht wird. Zur Kategorie II werden alle Arten gezählt, die momentan noch ziemlich häufig vorkommen, deren Bestand jedoch in raschem Abnehmen begriffen ist (vorbeugende Maßnahmen, um Aussterben zu verhindern). In die Kategorie III wurden Arten aufgenommen, die in begrenzter Kopfzahl ein relativ kleines Territorium bewohnen und deshalb in Gefahr geraten könnten. Als Kategorie IV erscheinen wenig erforschte Arten; ihr geringes Vorkommen löst Besorgnis aus, doch zur Einschätzung des Gefährdungsgrades fehlen noch die erforderlichen Kenntnisse. Schließlich die Kategorie V; ihre Bestände haben sich bereits so stabilisiert, daß gegenwärtig keine Bedrohung mehr besteht, lediglich ständige Kontrolle wird empfohlen. Diese Arten – zum Beispiel Wisent, Rosenmöwe und Mittelasiatische Kobra – könnten eigentlich als grün, außer Gefahr, gekennzeichnet werden.

An der weiteren Vervollkommnung der Rotbücher (nach und nach erscheinen auch Ausgaben für einzelne Unionsrepubliken) wird ständig gearbeitet. Diese Sammelwerke, ausdrücklich als staatliche Dokumente ausgewiesen, Symbol für den Artenschutz, gelten im Inland wie im Ausland als Vorbild erfolgreicher Naturschutzarbeit unter staatlicher Schirmherrschaft.

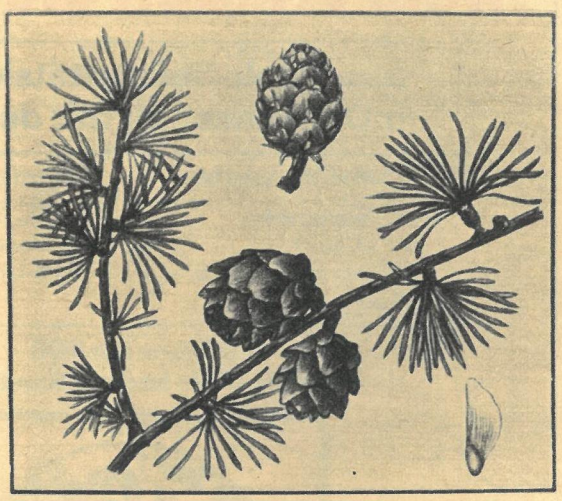
Dr. Joachim Haensel



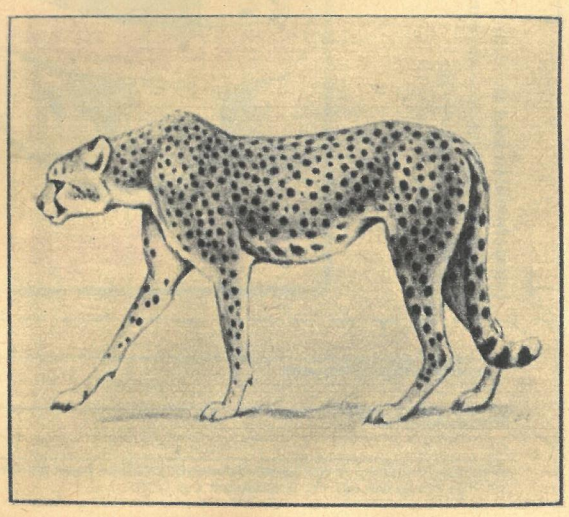
Kropfgazelle, Gazella subgutturosa – Kat. II, vereinzelte Vorkommen im Raum des Aralsees



Wüstenwaran, Varanus griseus – Kategorie II, in Wüsten Mittelasiens und Südkasachstans



Polnische Lärche, Larix polonica – seltene Art, sommergrün, bis 35 m, vereinzelt in Karpaten



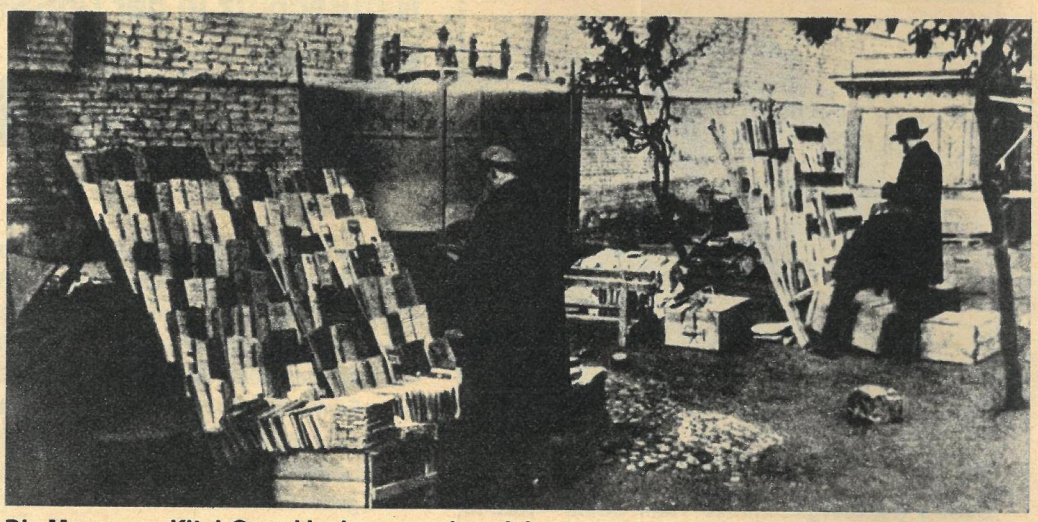
Gepard, Acinonyx jubatus – Kategorie I, einige auf Territorium der UdSSR (Turkmenien)

Sie fragen wir antworten

Heute Exkursion ins alte Moskau

Bei einer Stadtrundfahrt durch Moskau schnappte ich das Wort „Kitai-Gorod“ auf, wurde dann abgelenkt und erfuhr nun nicht, was es mit der „Chinesen-Stadt“ auf sich hat. Können Sie mich aufklären?
Manfred Schulz, Dresden

Kitai ist zwar das russische Wort für China, aber in diesem Fall hat es nichts mit dem „Reich der Mitte“ zu tun. Kitai-Gorod, das war das Altmoskauer Handelszentrum, und seinen Namen erhielt es wahrscheinlich durch die Kitas, Faschinen, die zum Bau der Stadtmauer verwendet wurden. Reste der Kitai-Goroder Mauer erinnern an die Zeit vor vierhundert Jahren, da man sich im Labyrinth der endlosen Handelsreihen hoffnungslos verirren konnte. Das Handelsvolk aus ganz Rußland und vielen fremden Ländern versammelte sich hier zum, wie man damals sagte, „Tausch gegen Geld“. Dicht drängten sich die schmalen Holzbuden aneinander, jede nicht mehr als zwei Klafter hoch und höchstens zweieinhalb Klafter tief. (Das Klafter als Längenmaß wurde gebildet nach der Entfernung von Fingerspitzen zu Fingerspitzen bei ausgebreiteten Armen.) Metalläden schützten die winzigen Fenster, die Händler konnten sich inmitten ihrer Waren kaum drehen. Nachdem mehrere Feuersbrünste Anfang des 17. Jahrhunderts über die Hälfte der Läden dahingerafft hatten, entstanden neue Handelsreihen aus Stein. Jede dieser Ladenstraßen erhielt einen Namen. Auf dem Gelände des heutigen GUM (das berühmteste Moskauer Warenhaus) und der Straße des 25. Oktober befanden sich die Sedelny, Saposhny, Skobjanoi und Samotschny Rjad – die Sattler-, Schuster-, Eisenwaren- und Schlosserstraße. Rechts davon die Maslenoi, Wetschinny, Chlebny und Piroshny Rjad, wo es Butter, Schinken, Brot und Gebäck gab. An Festtagen wurden zusätzlich provisorische „Handelspunkte“ aufgebaut. Der Weihnachtsmarkt auf dem Roten Platz zum Beispiel erhielt 2000 Holzbuden für Kaufleute von nah und fern. Im Jahre 1626 zählte man in Kitai-Gorod 1368 Handelsstände bzw. -buden, dazu gehörten auch 62 Faß- und 32 Kannenplätze. Außer für seine Läden war Kitai-Gorod noch für seine Märkte bekannt. Auf dem Läusemarkt zum Beispiel blühte ein schwungvoller Handel mit Gebrauchtwaren und – man konnte sich dort die Haare schneiden lassen. Der ganze Platz war mit



Die Mauer von Kitai-Gorod in den zwanziger Jahren

Die Straße des 25. Oktober gehörte zum Kitai-Gorod

Dem Frieden die Freiheit

Rundfunk-Solidaritätskonzerte in Gemeinschaft mit dem FDGB

Abendkonzerte:
29. November,
6., 13. und
20. Dezember 1985
19.30 Uhr

Jugendkonzerte:
3., 10., 17. und
26. Dezember 1985
15.05 Uhr

Stimme der DDR
Radio DDR · Berliner Rundfunk

↓ (ausschneiden und an Stimme der DDR, 1160 Berlin, schicken – bitte in Druckschrift ausfüllen)

Name/Gewerkschaftsgruppe

Betrieb/Anschrift

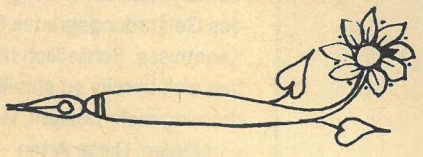
Wert der monatlich erworbenen Solidaritätsmarken bzw. weitere Spenden auf das Konto 444 bei der Staatsbank der DDR

Musikwunsch

Liebe Kinder!

Eben habt Ihr es auf unserer Seite 40 gesehen: Die Zauberschuhe, die Elli an den Füßen trug, retteten ihr das Leben. In einem orientalischen Märchen von Wilhelm Hauff kommt ein Junge vor, der ebenfalls Zauberschuhe besitzt. Sie bringen ihn in Windeseile an jedes Ziel. Der Name des Kleinen gab dem Märchen seinen Namen. Wie heißt es? Eure Antwort schreibt bitte auf eine Postkarte und schickt diese bis zum 4. Dezember 1985 an die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10. Kennwort: Smaragdenstadt. Vergeßt nicht, Eure Anschrift und Euer Alter anzugeben. 10 Büchergutscheine zu je 10 Mark sind zu gewinnen. Die Auflösung findet Ihr im Heft 26/85. Auflösung von Heft 22/85: Rosen. Es gewannen: Sina Eggert, Woltersdorf; Attila Hagemeister, Wolfen; Eric Engel, Rostock; Claudia Lange, Hilbersdorf; Sabina Lembke, Saßnitz; Ilona Fenske, Uekkermünde; Ronny Wilke, Neubrück; Katharina und Karsten Schmidt, Coswig; Alexander Kokott, Berlin; Anja Pappe, Luckenwalde.
„Ich heiße Nico. Die Kinderserie gefällt mir gut, und das Märchen ist auch mein Liebstes. Besonders gern mag ich den lustigen Totoschka und den feigen Löwen. Ich hoffe, daß ich mal gewinne. Und wenn nicht, dann versuche ich es noch mal!“ *Wir gratulieren allen Gewinnern und drücken Nico Quinque aus Querfurt die Daumen fürs nächste Mal!*

Wer schreibt uns?



Lida Ozda, 18 Jahre alt, Studentin der deutschen Sprache, interessiert sich für Musik, Theater, Film, Sport und Reisen. UdSSR, Lettische SSR, 226 029 Riga, Jurmalas Gatve 74/76.

Witali Iwanowitsch Tschaschin, 34 Jahre alt, Nachrichteningenieur, wünscht Briefwechsel mit Blumenliebhabern aus der DDR in Russisch oder Deutsch. UdSSR, 399 580 s. Wolowo, Lipezkaja obl., ul. Beregowaja 26.

Jewgeni Kolotow, 18 Jahre alt, Pionierleiter, wünscht Briefwechsel mit Jugendlichen, deutsch oder russisch, interessiert sich für Sport, Geschichte, Literatur. UdSSR, 624 633 Alanajewsk, ul. 19 Partsjesda 5, kw. 75.

Wladimir Prawnakow, 24 Jahre alt, Journalistikstudent, sammelt Briefmarken, Abzeichen, Ansichtskarten, Schallplatten mit Unterhaltungs- und klassischer Musik. UdSSR, Kostromskaja obl., Makarjewski r., Gortschucha, ul. XX. Partsjesda 7–1.

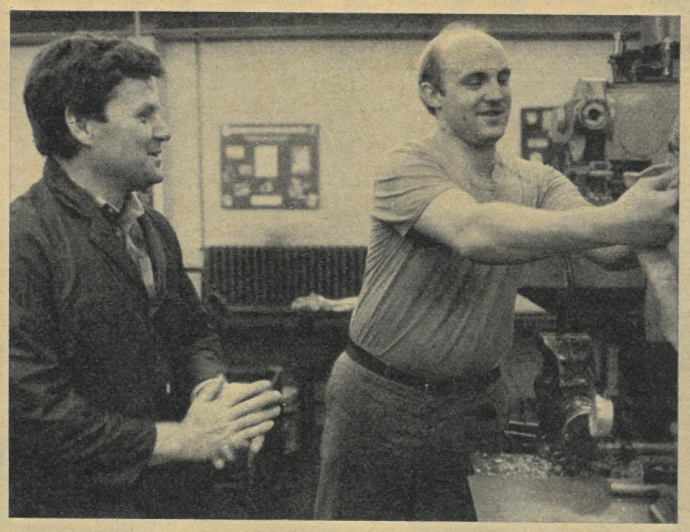
Wenera Waliachmetowa, 16 Jahre alt, Studentin des Handelstechnikums, sportinteressiert. UdSSR, Tscheljabinskaja obl., 456 050 Slatoust, ul. 4 Tesminskaja 79.

Haaren derart übersät, daß man wie auf einem Teppich ging. Auf dem Fischmarkt am Ufer der Moskwa kauften die Moskauer ihren Fisch, der aus Jaroslawl, Astrachan oder Nishni Nowgorod kam. Lärm und Gedränge erfüllten tagsüber das Handelszentrum. Einem ausländischen Kaufmann waren besonders die Moskowiterinnen aufgefallen: „Ob sie nun Leinentuch, Hemden und Ringe zum Verkauf bringen … stets erheben sie ein solch Geschrei, daß ein Neuling meinen könnte, die Stadt brennt oder ein anderes schreckliches Unglück ist geschehen. Sie fallen durch grelle Kleidung auf …“ Erst zum Abend beruhigte sich das Getümmel, Muh und Mäh, Gegacker, Geschnatter und Gekreisch verstummten. Metallgitter und Balken sperrten nun die Ladenstraßen ab, Wachen mit Spießen zogen auf, um das Diebsvolk zu verscheuchen. Im 18. Jahrhundert verlor Kitai-Gorod seine Bedeutung als Handelszentrum. Doch zufällig befindet sich heute das Handelsministerium der UdSSR in diesem Stadtviertel.

Valentin Junissow (APN)

Schreiben Sie uns!

Auf den Seiten 4 bis 9 haben wir Ihnen einen Berliner Arbeiter vorgestellt – Detlef Schwenk. Er sagt von sich: „Ich kann nicht anders, nenn es moralische Pflicht. Ich kann meine Verantwortung nicht am Freitagnachmittag in den Spind hängen.“ Detlef Schwenk ist einer von uns! Einer wie wir alle?

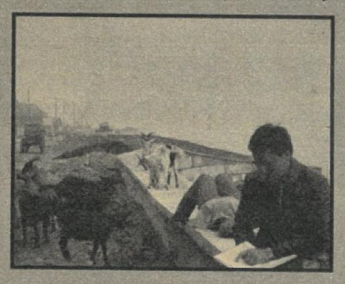


Liebe Leser, kennen Sie solche Menschen wie Detlef Schwenk? Menschen, über die man spricht, weil sie so handeln wie er.
Schreiben Sie uns unter dem Stichwort „Einer von uns“!
Redaktion FREIE WELT, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Str. 29

Neugierige Ziegen

Im vergangenen Sommer konnte ich als Teilnehmerin einer Studentenbrigade den Baikal besuchen („Am Brunnen der Welt“, FW 22/85). Wir wohnten nur zehn Kilometer von Listwjanka entfernt in einem Zeltlager an einer Bucht der Angara. Täglich fuhren wir nach Listwjanka und verputzten ein Stück der dort entstehenden Ufermauer. Ihre Ausführungen zur Reinheit des Sees kann ich nur bestätigen. An den Wochenenden kamen oft Hochzeitspaare, die ihren Bund mit einem Glas klaren Wassers besiegelten. An unserer Arbeit zeigte sich eine Ziegenherde besonders interessiert, täglich kamen die Tiere herbei. Und leider versetzten sie unserer frisch verputzten Wand so manchen Stoß mit ihren Hörnern …

Andrea Steglich, Neustadt (Sachsen)



Nicht mehr allein

Danken möchte ich Ihnen für den in Heft 22/85 veröffentlichten Artikel mit Neuigkeiten über die „Einsiedler“ am Abakan. Obwohl es für mich als Atheisten unverständlich ist, wie man aus religiösem Fanatismus ein solch primitives Leben führen kann, so habe ich trotzdem mit großem Interesse und einer gewissen Anteilnahme alle Berichte darüber gelesen. Es würde sicherlich nicht nur mich freuen, wenn Sie Ihre Leser an dem weiteren Schicksal der Lykows teilhaben ließen.

Anni Kirchenwitz, Rostock

Wieder konnte ich etwas über das für unsere heutigen Begriffe traurige Leben von Vater und Tochter Lykow lesen. Ich freue mich bei jedem Bericht darüber, daß sich so viele Menschen, auch jüngere, um diese beiden kümmern und ihnen, so gut es geht, helfen.

Ruth Menzel, Zwickau

Klarer Gästesieg

Ab und an brachten Sie auf den Leserseiten Berichte über Freundschaftsspiele mit sowjetischen Partnern. Diesmal kann ich etwas dazu beisteuern. Kürzlich standen sich die Mannschaften der Bezirksdruckerei der „Märkischen Volksstimme“ und der Druckerei der sowjetischen Armeezeitung „Sowjetskaja Armija“ auf dem Fußballfeld gegenüber (siehe Foto). Leider mußte die MV-Elf auf einige ihrer besten Spieler verzichten, doch konnten wir wenigstens einen prominenten Schiedsrichter aufweisen: Siegfried Valentin, den einstigen Weltklasse-Mittelstreckenläufer. Endstand: vier Tore für die Gäste, für die MV-Freizeitfußballer am nächsten Tag einen tüchtigen Muskelkater. Jetzt heißt es trainieren …

Ortwin Stolz, Potsdam

Das sind sie alle

In der Rubrik „Übersichten“ (FW 20/85) haben Sie Interessantes über Moskauer Fernbahnhöfe vermittelt. Leider haben Sie nicht alle genannt.

Wolfgang Thomas, Berlin

Hier die Aufzählung aller neun: Es gibt den Leningrader, Jaroslawler, Kasaner, Kursker, Kiewer, Rigaer und Belorussischen Bahnhof, dazu den Sawjolowski- und den Pawelezki-Bahnhof. *Volker Hempel*

Lachen ist gesund

Dreimal hatte ich das Vergnügen, mich über „Jurek“, den sympathischen Tolpatsch und heutigen Direktor des Moskauer Staatszirkus, zu amüsieren („Garderobe Nr. 10“, FW 20/85). Meine Frau, die viele Jahre als Reiseleiterin tätig war, schaffte es sogar acht- oder neunmal!

Alfred Saupe, Dresden

Mit oder ohne

Ich bin überrascht, daß eine so renommierte Zeitung wie die ihrige die falsche Bezeichnung „Alpinade“ in so fetter Schrift veröffentlicht („Alpinade ’85“, FW 22/85). In der UdSSR ist nur von „Alpiniaden“ die Rede.

Ruth Jähnert, Weida

Für organisierte Bergsteigertreffen sind laut „Großem Fremdwörterbuch“, herausgegeben vom VEB Bibliographisches Institut Leipzig, beide Bezeichnungen gebräuchlich. Sie sind lateinischen bzw. griechischen Ursprungs. Auch im Deutschen Verband für Wandern, Bergsteigen und Orientierungslauf der DDR sind beide Wörter „im Umlauf“.

Leserfoto

Sattelfest – die Begegnung mit Roß und Reitern nahm Günter Fischer, Leipzig, in der Kirgisischen SSR auf.

Preisfrage

Heft 24/25

Wie heißt das modernste und größte sowjetische Forschungsschiff?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. **1× 50 M** sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 26/85. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 4. Dezember 1985. Auflösung von Heft 22/85: In das Internationale Alpinistenlager Pamir 1985. Wir gratulieren Rita Dörnbrack, Neubrandenburg.

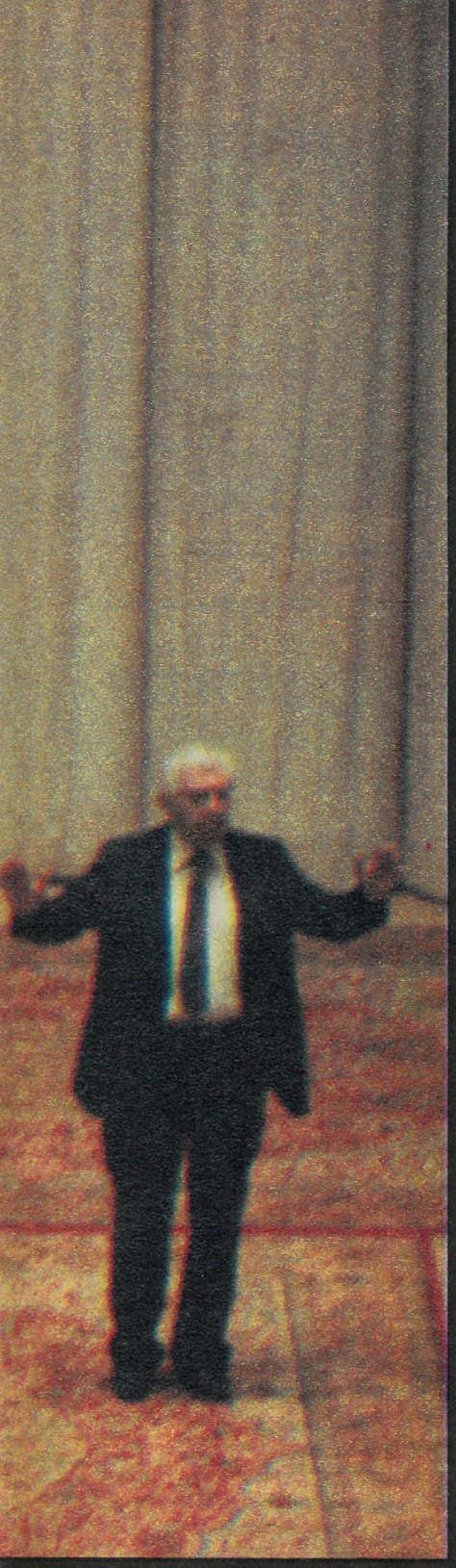
Als Nachtrag die Auflösung von Heft 21/85: Eine 1978 von vier sozialistischen Donauländern gegründete Transportorganisation zur Realisierung eines rationellen Fluß-Seeverkehrs. Wir gratulieren Hildegard Funke, Karl-Marx-Stadt.

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: APN/Nossow, Alexander, Detlef Christel, privat; Vignette: Martin Kotsch

Der 13. Weltmeister

Am Tag nach dem Sieg: Garri Kasparow gibt keine Interviews, sondern spielt lieber mit den Journalisten Fußball.

Für die Leser der FREIEN WELT kommt der Titelgewinn des 22jährigen Aserbaidshaners nicht überraschend. Als Kasparow 1982 das Moskauer Interzonenturnier gewann, berichteten wir über die ungewöhnliche Laufbahn des ungewöhnlichen Schachtalents. Neben ein Interview mit ihm stellten wir ein Zitat des tunesischen Internationalen Meisters S. Bouazis aus dem Jahre 1979 (!!): „Ich werde Ihnen sagen, wer 1984 Weltmeister wird: Kasparow!" (FW Nr. 24/1982) Garri Kasparow war kein „Wunderkind". Er hatte mit 9 Jahren die Leistungsklasse I, war mit 10 Meisteranwärter. Aber in der Sowjetunion gib es nicht wenige Jungen, die in dem Alter bereits so weit sind. Etwas anderes war es schon, als die FIDE 1980 dem 17jährigen den Titel Internationaler Großmeister verlieh; da war er der jüngste IGM der Welt. Ihm gelang buchstäblich alles im ersten Anlauf. Er war 18, als er (gemeinsam mit Lew Psachis) erstmals „das schwerste Turnier der Welt" gewann: das Finale der UdSSR-Meisterschaft. Die Landesmeisterschaft war in jenem Jahr gleichzeitig



Zonenturnier im WM-Zyklus, so daß er erstmals für das Interzonenturnier qualifiziert war. Er war 19, als er 1982 das IZT Moskau gewann und erstmals WM-Kandidat wurde. Er war knapp 21, als er im Frühjahr 1984 das Kandidaten-Finale gegen Smyslow gewann und erstmals offizieller Herausforderer des Weltmeisters wurde. Nun ist er mit 22 der jüngste Weltmeister der Schachgeschichte. Der bisherige Rekordhalter war Anatoli Karpow, der 24 Lenze zählte, als ihm der erste Lorbeerkranz umgehängt wurde. (Unter 30 gewannen den Titel: Tal mit 24, Lasker mit 26 und Fischer mit 29).

Kampf der Giganten

Anatoli Karpow war, was Titelverteidigungen und Siege in Superturnieren betrifft, einer der erfolgreichsten Weltmeister aller Zeiten. Garri Kasparow hat sich souverän, wie vor ihm nur Bobby Fischer, durch die Mühlen der Zonen-, Interzonen- und Kandidatenausscheidungen gekämpft.
K & K sind heute nicht schlechthin die beiden stärksten Schachspieler der

Die Liste der Weltmeister ist im Schach wesentlich kürzer als in anderen Sportarten: 13 Namen in 100 Jahren.
So ist es immer ein großer Augenblick, wenn der überdimensionale Lorbeerkranz, der traditionell zu den Insignien des Schachkönigs gehört, einen neuen Mann schmückt. Nicht nur im Leben dessen, dem er umgehängt wird, sondern auch für die Millionen zählende und rasch wachsende Schachfamilie (Motto der FIDE: Gens una sumus, wir sind eine Familie). Es ist eine Sternstunde des Schachs.
Garri Kasparow ist an einem Dreizehnten geboren (13. April 1963). Die 13 hält er für seine Glückszahl. Nun ist er der dreizehnte Weltmeister der Schachgeschichte.

Ein Beitrag von Heinz Stern

Der 13. Weltmeister

Welt; zwischen ihnen und den anderen Spitzenspielern liegt ein deutlicher Abstand. Der läßt sich auch aus den Elo-Zahlen der jüngsten FIDE-Weltrangliste ablesen: 1. Karpow 2720; 2. Kasparow 2700; 3.-4. Beljawski (UdSSR) und Timman (Holland) je 2640 Punkte.
Das Zusammentreffen der beiden war also im Sinne des Wortes ein Kampf der Giganten. Es sollte auch ein gigantischer Kampf werden.
Ihr erster Wettkampf wurde nach einem Reglement gestartet, das sechs Siege forderte und die Zahl der zu spielenden Partien nicht begrenzte. Als nach 161 Tagen und 48 Partien keiner der Spieler die notwendigen sechs Siege errungen hatte, brach FIDE-Präsident Campomanes das Match wegen Erschöpfung aller Beteiligten ab, „ohne Entscheidung". Ein zweiter Wettkampf mußte die Entscheidung bringen; er wurde über maximal 24 Partien angesetzt. Als dann die Entscheidung gefallen war, hatten die beiden Kämpen 72 Partien gespielt (was drei „normalen" WM-Kämpfen entspricht). Und das innerhalb von 14 Monaten (davon 8 Monate reine Kampfzeit). Sie saßen in dieser Zeit über 300 Stunden am Schachbrett und bedachten dabei mehr als 2500 Züge. Das ist in der Schach-Geschichte ohne Beispiel.
Was den Verlauf des Kampfes angeht, so hätte kein Regisseur ihn dramatischer inszenieren können, als ihn der Kampfgeist der Kontrahenten gestaltete. Im ersten Wettkampf zog Karpow auf 5:0 davon. Dann vollbrachte Kasparow, fast schon geschlagen (eine einzige weitere Niederlage hätte das Aus bedeutet), Wunder an Mut, Kaltblütigkeit und Zähigkeit. Er ließ Karpows sechsten Sieg nicht zu und kam bis zum Abbruch auf 3:5 heran. Im zweiten Wettkampf ging Garri schon mit der ersten Partie in Führung. Dann, nach Siegen in der fünften und sechsten Partie, lag Anatoli vorn. In der 11. Partie glich Garri aus, so daß es bei Halbzeit 6:6 stand. Als Garri nach Erfolgen in der 16. und 19. Partie mit einem Zwei-Punkte-Vorsprung auf die Zielgerade kam, schien alles entschieden. Aber Anatoli verkürzte mit dem Gewinn der 22. Partie seinen Rückstand auf einen Punkt. Und es wurde noch einmal spannend. Die letzte Partie mußte über den Ausgang entscheiden. Und da hielt Garri nicht nur stand, sondern krönte seine bravouröse sportliche und überragende schöpferische Leistung mit einem glanzvollen Schwarzsieg.

Stilfragen

Es ist schwer, sich größere Gegensätze vorzustellen, als sie der zwölfte und der dreizehnte Weltmeister verkörpern: Karpow klein, schmächtig; Kasparow groß, kräftig gebaut, sportlich gestählt. Karpow kühl, nüchtern; Kasparow temperamentvoll bis zum Überschäumen. Der Kontrast zwischen beiden kennzeichnet auch ihre Auffassung vom Schach, ihr Herangehen an eine Partie.
Das erste Schachbuch, das der kleine Anatoli in der Hand hatte, waren Capablancas „Letzte Lektionen". Nach dem Modell des großen Kubaners hat er sich aufgebaut. Mit den Entdeckungen der modernen Schachwissenschaft ausgerüstet, hat er sein Vorbild inzwischen übertroffen. Für Karpow gilt, was Lasker über Capablanca sagte: „Er ist exakt und erfindungsreich, logisch und energisch. Sein Stil ist das Ergebnis beharrlicher Vervollkommnung; man kann ihn als eiserne Zweckmäßigkeit bezeichnen. Seine Begabung ist praktischer Natur..."
Garris Vorbild war von klein auf und ist Alexander Aljechin. Seine Bibel ist das Buch „300 ausgewählte Partien Aljechins". Er kann fast alle diese Partien nachspielen, ohne ins Buch zu gucken. Für Kasparow gilt, was Lasker über Aljechin sagte: „Er verkörpert die Vereinigung von Fleiß, Glauben an die Gesetzmäßigkeiten im Schach, Logik, Zielstrebigkeit, Romantik und Tiefe".
Es ist eine verdammt spannende Frage, die wohl der Hauptgrund für das außergewöhnliche Interesse gewesen sein dürfte, mit dem der Wettkampf Karpow–Kasparow in aller Welt verfolgt wurde: Wie geht das aus, wenn eiserne Zweckmäßigkeit auf Romantik und Tiefe stößt?
Als der 35jährige Alexander Aljechin 1927 zum Titelkampf gegen den um vier Jahre älteren Weltmeister José Raoul Capablanca kam, verschloß er Romantik und Tiefe in einem Safe. Er zwang sich, gegen seine Natur, zu rein positionellem Spiel, zu eiserner Zweckmäßigkeit. Er wollte Capablanca mit dessen eigenen Waffen schlagen – und es gelang ihm.
Ganz anders verfuhr Garri Kasparow, als er 1984 gegen Anatoli Karpow antrat. Er spielte sein eigenes Schach, kühn, angriffslustig, risikofreudig. Und er scheiterte an den eiskalten Kontern Karpows: Vier Niederlagen in neun Partien, kein einziger Sieg! Eine Katastrophe bahnte sich an. Da erst griff Ka-

WILHELM STEINITZ (1836–1900) Öst.-Ung./USA; WM von 1886 bis 1894

DR. EMANUEL LASKER (1868–1941) Deutsch.; WM von 1894 bis 1921

WASSILI SMYSLOW (geb. 1921) UdSSR: WM von 1957 bis 1958

MICHAEL TAL (geb. 1936) UdSSR; WM von 1960 bis 1961

Spalier der Moskauer für die Schachgiganten an jedem Spieltag – hier für Anatoli Karpow.

JOSÉ RAOUL CAPABLANCA
(1888–1941)
Kuba; WM von 1921 bis 1927

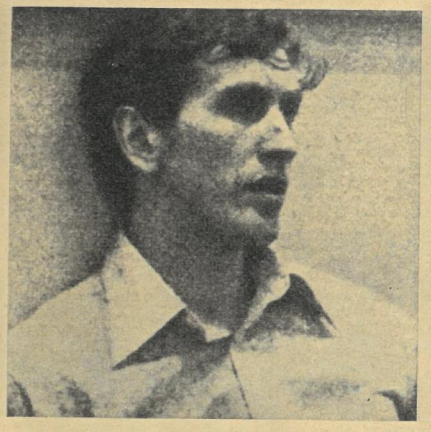
DR. ALEXANDER ALJECHIN
(1892–1946)
Rußl./Frankr.; WM von 1927 bis 1935 und von 1937 bis 1946

DR. MAX EUWE
(1901–1981)
Holl.; WM von 1935 bis 1937

DR. MICHAIL BOTWINNIK
(geb. 1911)
UdSSR; WM von 1948 bis 1957, von 1958 bis 1960, von 1961 bis 1963

TIGRAN PETROSJAN
(1929–1984) UdSSR;
WM von 1963 bis 1969

BORIS SPASSKI
(geb. 1937)
UdSSR/Frankr.;
WM von 1969 bis 1972



ROBERT J. FISCHER
(geb. 1943) USA;
WM von 1972 bis 1975

ANATOLI KARPOW
(geb. 1951)
UdSSR; WM von 1975 bis 1985

sparow zu Aljechins Rezept: Er stellte sich voll auf Sicherheitsspiel um. Und er verlor von den folgenden 39 Partien bis zum Abbruch nur noch eine; drei konnte er gewinnen.

Wie nun würde Kasparow in den zweiten Wettkampf gehen? In dem Stil, der ihm in der Schlußphase des ersten Wettkampfs Erfolg beschert oder in dem, der ihm beim Start Mißerfolg gebracht hatte?

Michael Tal schrieb 1960: „Das Wichtigste für jeden guten Schachspieler ist meiner Meinung nach, daß er seinen eigenen Stil findet." Garri brauchte ihn nicht zu finden – er fand zu ihm zurück. Er spielte den zweiten Wettkampf von Anfang bis zu Ende in seinem ureigensten Stil. Er opferte wiederholt Bauern für die Initiative; er griff mutig an; er verteidigte sich aktiv; und er ließ sich auch durch Niederlagen nicht von seinem Schach abbringen.

Warum hatte er mit dem gleichen Spiel zu Beginn des ersten Wettkampfes Mißerfolg und im zweiten Match Erfolg? Weil die Erfahrung der 48 Partien des ersten Wettkampfes ihn aus einem schachbegeisterten Jungen zum Mann gemacht hat, zum reifen Großmeister, würdig, die Schachkrone zu tragen!

Der dreizehnte Weltmeister ist in Moskau und Baku enthusiastisch gefeiert worden. In der ganzen Welt ist Garris Erfolg mit Genugtuung aufgenommen worden. Darin ist kein Stachel gegen Anatoli Karpow, der ein großartiger Schachspieler ist und der nach wie vor in der Sowjetunion nicht weniger Anhänger hat als der neue Champion.

Die Freude vieler Schachspieler gilt dem Triumph der Romantik und Tiefe über die eiserne Zweckmäßigkeit. Deren Vertreter haben wunderbare Werke der Schachkunst geschaffen. Aber in den Augen der meisten Schachfreunde ist das romantische Schach nun mal das gefälligere, das schönere. Die Fans jubeln Garri zu, weil er praktiziert, was er verkündet hat: „Ich persönlich bin für das schöne Schach, das den Anhängern ästhetischen Genuß bereitet".

Modisches

Was die Schachspieler in Turnieren und Wettkämpfen an Eröffnungen spielen, ist der Mode unterworfen, nicht anders als die Kleidung der Damen. Und wie der Rond Point in Paris diktiert, was die Damen in aller Welt tragen, so wird die Mode der Schacheröffnungen von den WM-Kämpfen bestimmt. Das Angebot, das Karpow und Kasparow in zwei Wettkämpfen unterbreiteten, ist reichhaltig. Einige wenige Systeme und Varianten wurden jedoch eindeutig bevorzugt und kamen immer wieder aufs Brett. Interessanterweise spielten beide manche dieser Systeme und Varianten Damengambit, Damen-Indisch sowohl mit Weiß als auch mit Schwarz.

So wurde im erbitterten Kampf, bei dem es um den höchsten Einsatz ging, ein hochwissenschaftlicher, hochtheoretischer Disput ausgetragen. Was dabei an Nuancen und vor allem an Neuerungen zutage kam, war einmalig und hat die Theorie der Schacheröffnungen enorm bereichert. Mir scheint, diese eröffnungstheoretische Auseinandersetzung war das Faszinierendste an dem Kampf der Giganten.

Im FW-Gespräch von 1982 hatte Kasparow erklärt: „Ein Großmeister, der Erfolg haben will, muß im Schach alles können – aber eines ein bißchen besser als die anderen."

Es galt unter den Experten als ausgemacht, daß das Gebiet, auf dem Garri „ein bißchen besser ist als die anderen", die Eröffnungstheorie sei. Die 72 Partien bestätigten das ingesamt. Im ersten Match freilich offenbarten sich die eröffnungstheoretischen Vorteile des jungen Bakuers nur der detailierten Analyse von Fachleuten. IGM Juri Awerbach zum Beispiel hat die Partien untersucht und Garri Punktvorteile im Eröffnungsstadium zugesprochen. Im zweiten Wettkampf dagegen wurde die Überlegenheit Garris auf eröffnungstheoretischem Gebiet auch dem unbewaffneten Auge sichtbar. Da erlebte Karpow als Schwarzer mit seiner Kron-Eröffnung, der Nimzo-indischen Verteidigung, eine Katastrophe (1,5 Punkte aus sechs Partien). Da richtete er als Weißer gegen Kasparows Sizilianisch absolut nichts aus. Die zwei brillanten Schwarzsiege Garris sprachen Bände.

Die beiden Faktoren – das unbeirrte Festhalten an seinem Stil und die brillante Eröffnungsvorbereitung – gaben meiner Meinung nach den Ausschlag für Kasparows Titelgewinn.

12 Weltmeister

Das Schachspiel ist rund anderthalb Jahrtausende alt. Es ist ein Kampfspiel; nur im direkten Vergleich läßt sich feststellen, wer der stärkere ist. Solche Vergleiche gab es zu allen Zeiten. Die Chronik verzeichnet die Namen derer, die als die stärksten Schachspieler ihrer Zeit anerkannt waren: der Italiener Paolo Boi im 16., sein Landsmann Gioacino Greco im 17., der Franzose André Danikan Philidor im 18., sein Landsmann Louis Charles Labourdonnais, der Deutsche Adolf Anderssen, der Engländer Howard Staunton und der Amerikaner Paul Morphy im 19. Jahrhundert.

Sie waren Weltmeister de facto, aber nicht de jure.

Die guten, vielleicht zu bescheidenen Leute hatten versäumt, was der in Prag geborene, in den USA lebende Wilhelm Steinitz und der in Lublin (Polen) geborene, in England lebende Johann Zukertort anno 1886 kühn taten: Sie vereinbarten einen Wettkampf und erklärten, es gehe dabei um die Weltmeisterschaft; der Sieger werde World Champion sein.

Die Welt akzeptierte das. Die Institution eines Schach-Weltmeisters war wohl fällig; und die beiden hatten in mehreren internationalen Turnieren bewiesen, daß sie die ersten Anwärter auf den zu schaffenden Titel waren. So werden wir im Januar nächsten Jahres das 100jährige Jubiläum des ersten Wettkampfs um die Schach-Weltmeisterschaft feiern. So wurde Wilhelm Steinitz der erste, zwar selbsternannte, aber offizielle Weltmeister der Schachgeschichte.

Auf dieser Seite noch einmal die bisherigen 12 Weltmeister auf einen Blick.

Fotos: TASS, APN, Billeb, Simin, FW-Archiv

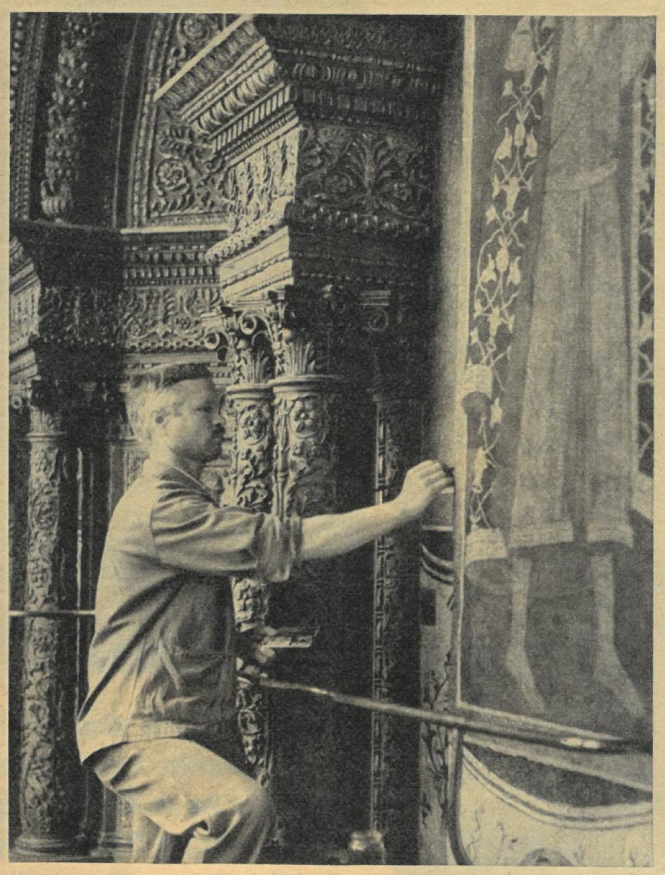
Acht von neun goldenen Kuppeln der Kathedrale sind auf unserem Foto im Vordergrund zu sehen. Darstellungen der Apokalypse, Bildnisse russischer Großfürsten und byzantinischer Kaiser – hier der Aufbruch des russischen Heeres zum Kampf gegen die Polowezer sowie das Großfürstenpaar Sophia und Wladimir –, von Dichtern und Denkern der Antike – rechts unten: Vergil – schmücken ihr Inneres. Die Restauratoren E. Serjogina und L. Kusznezow legten Originale frei – „wie neu" sollen die alten Fresken nicht aussehen.

Zwischen Hingabe und Verzicht

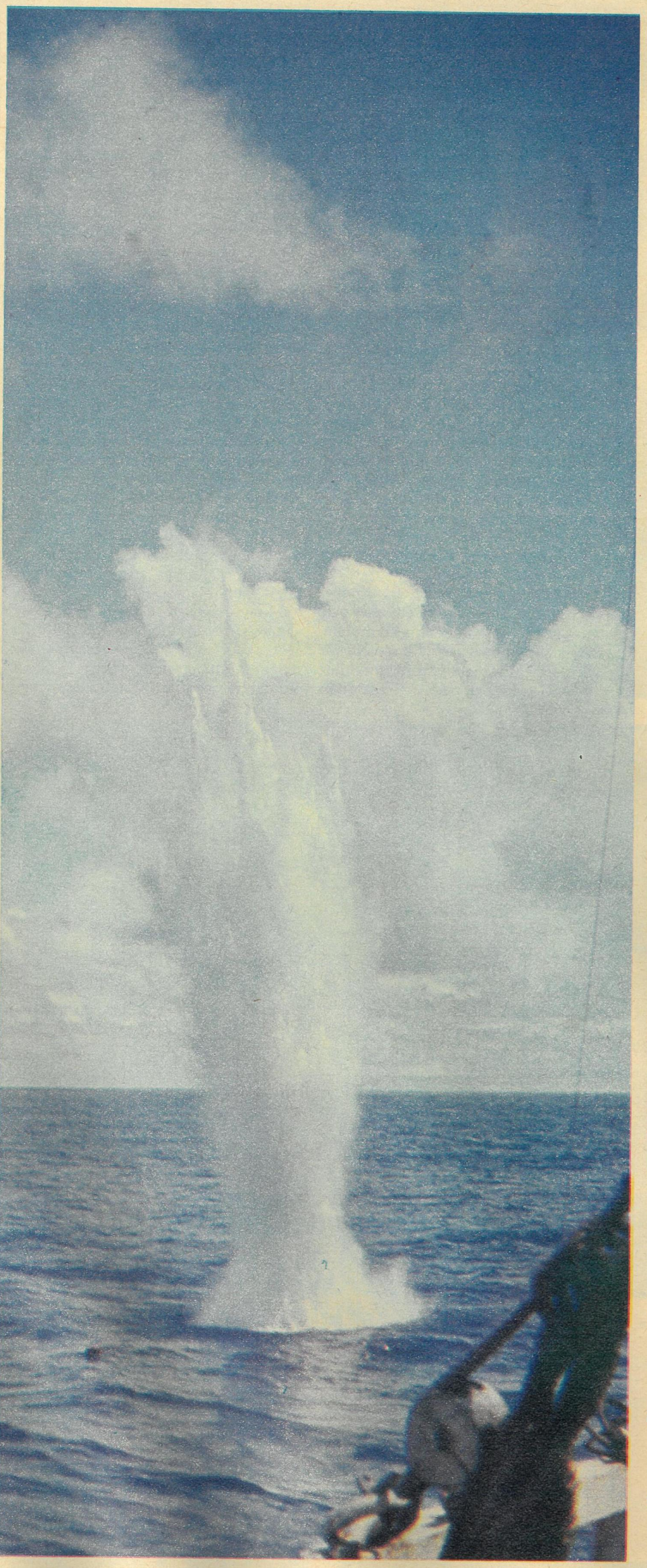
Die Gerüste sind abgebaut. In der Kathedrale Maria Verkündigung (Blagoweschtschenije) des Moskauer Kreml holen gebündelte Sonnenstrahlen vierhundert, fünfhundert Jahre alte Wandmalereien aus dem Halbdunkel. Nach fünfjähriger intensiver Arbeit können die Restauratoren voller Befriedigung auf ihr Werk blicken. Lange hatten die Experten der alten und der neuen Schule miteinander im Streit gelegen: Sollte man die Fresken völlig erneuern und den ursprünglichen Zustand wiederherstellen? Sollte man nur Schmutz und jüngere Firnisschichten entfernen, abblätternde Farbpartien befestigen? Schließlich entschied man sich für die von der UNESCO empfohlene zweite, die zeitgemäße „archäologische Methode". „Nach dem Krieg", erläutert der Kunstwissenschaftler Dr. Leonid Lelikow, „haben wir uns beeilt, zerstörte Kunstwerke wiedererstehen zu lassen. Mit viel Begeisterung, nicht immer mit dem nötigen Können. Vom Restaurator hängt sehr viel ab. Je stärker sein eigenes künstlerisches Talent ist, desto ‚gefährlicher' kann er seinem alten Original werden. Ungewollt kann er sein Zeitgefühl in die Wiederherstellung eines Werkes einfließen lassen, das in einer ganz anderen geistigen Atmosphäre entstand. Deshalb ziehen wir die Konservierung der gänzlichen Erneuerung vor." Die Arbeit des Restaurators bedeutet manchmal Verzicht. Die Blagoweschtschenije-Kathedrale, im fünfzehnten Jahrhundert erbaut und bis zum neunzehnten Jahrhundert immer wieder verändert, war Hofkirche der Großfürsten von Rußland. Auch die Fresken im Innern wurden im Laufe von vier bis fünf Jahrhunderten gemalt. Urkunden im Archiv des Kreml berichten von Aufträgen an die berühmten Ikonenmaler Andrej Rubljow, Feofan Grek und Feodossi, Sohn und Schüler des Dionissi. Ein Moskauer Großbrand von 1547 zog die Kathedrale arg in Mitleidenschaft. Auf die Fresken wurde ein weiterer Malgrund aufgetragen, es entstanden völlig neue Ikonen. Die Jahrhunderte schichteten so bis heute sechs Bemalungen übereinander. Vor hundert Jahren wurden in der Kathedrale Freskenfragmente entdeckt, die man Andrej Rubljow zuschrieb. Auf der Suche nach weiteren Arbeiten des legendären Künstlers zerstörte man den größten Teil der darüber liegenden Malereien aus dem sechzehnten Jahrhundert. Der berühmt-berüchtigte Meister Safonow, der mit seinen Gesellen auch in Kathedralen Nowgorods und Wladimirs malte, „reparierte" den Schaden um 1890 mit Ikonen im Jugendstil. 1980 endlich beschloß der wissenschaftliche Rat der Staatlichen Museen des Kreml, Safonows Übermalungen abzutragen und die wertvollen Freskenreste aus dem sechzehnten Jahrhundert freizulegen. Auf dem Gebiet der UdSSR sind heute nur noch in zehn Bauwerken Malereien aus jener fernen Zeit erhalten.

Neun Restauratoren gelang es, die Farbenpracht und edle Linienführung der alten Ikonenfragmente wiedererstehen zu lassen. „Angestückelt", wo die Originale nicht mehr vorhanden waren, haben sie nicht. Hauchdünn eingeritzte Konturenstriche an den Wänden nur geben dem Betrachter eine Ahnung von der vollständigen Komposition, wie sie im 16. Jahrhundert in der Blagoweschtschenije-Kathedrale existierte.

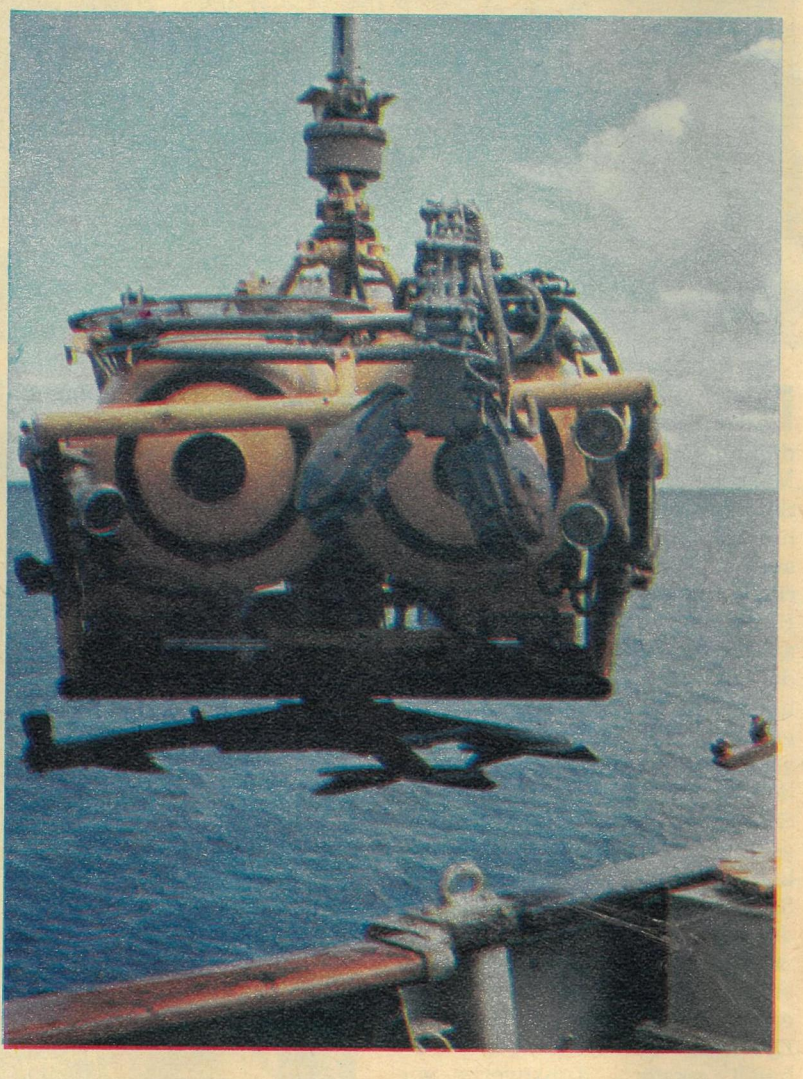
Lisa Klutschewskaja



Fotos: Rachmanow (Farbe), Robinow



Meterhoch steigt die Fontäne über den Meeresspiegel (Foto links). Vor dieser Versuchssprengung waren mehrere Tauchbojen (Foto rechts) und ein ferngesteuertes Unterwasserfahrzeug (Foto unten) in den Ozean hinabgelassen worden. Hydrophone an Bord der Bojen registrieren das Echo der Detonation und liefern so die gesuchten Informationen. Auch über den Meeresgrund, von wo das Tauchboot Proben zum Vergleich heraufholt.



Die Weltmeere sind noch voller Geheimnisse. Sie zu enträtseln, werden in der UdSSR nicht nur immer wieder neue Schiffsexpeditionen ausgerüstet. Die sowjetische Ozeanologie hat auch einen Stand erreicht, der es ihr ermöglicht, wichtige Prozesse im Labor zu simulieren (Foto rechts): Wie eine Kuppel wölbt sich in dem Glasgefäß die Oberfläche an der Trennlinie zwischen Wassermassiven unterschiedlicher Dichte in dem künstlich erzeugten ozeanischen Zyklon. Dieses Modell wurde vom Ozean im wahrsten Sinne des Wortes abgelauscht. Das Phänomen der bis dahin unbekannten Riesenwirbel haben nämlich die Meeresakustiker entdeckt. Vieles, was wir heute von den Ozeanen wissen, verdanken wir der

Stimme des Meeres

Ein Beitrag unseres Moskauer Korrespondenten Dr. Dietrich Pätzold

Stimme des Meeres

Sind die Fische wirklich stumm, wie der Volksmund meint, und herrscht in den Abgründen der Meere die Friedhofsstille einer untergegangenen Welt? Leonid Brechowskich widerspricht dem gleich zu Beginn unseres Gesprächs: „Ich kenne keinen Platz unseres Planeten, der lärmerfüllter wäre als die Meerestiefen!"

Der sowjetische Gelehrte, für seine Forschungen mit dem Lenin- und dem Staatspreis der UdSSR ausgezeichnet, gehört zu den führenden Meeresakustikern der Welt. Als Mitglied des Präsidiums der Akademie der Wissenschaften und Sekretär des entsprechenden Bereichs trägt er die Verantwortung für die Koordinierung sämtlicher Arbeiten auf dem Gebiet der Ozeanologie in der Sowjetunion.

Wir besuchen den jetzt 68jährigen in seiner Moskauer Dienstwohnung. In der Diele über der Tür zum Wohnzimmer, wo man in alten Häusern auf dem Lande mitunter noch ein ausgedientes Hufeisen findet, hängt bei ihm das hölzerne Ruderrad einer Schonerbrigg. Ob als origineller Glücksbringer oder eine Art Zunftzeichen gedacht, läßt der Professor aber dahingestellt. „Der Beruf eines Ozeanologen ist prosaisch wie ein mühseliges Experiment und romantisch wie das Meer selbst", sagt er.

Trommeln in der Nacht

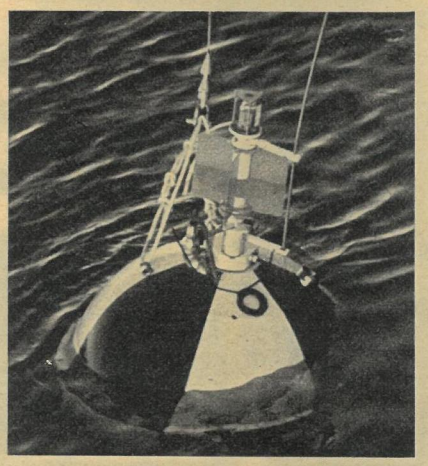
Vom Wasser der Ozeane sind fast drei Viertel der Oberfläche des Erdballs bedeckt. Seit alters fuhren Generationen von Fischern und Schiffern immer weiter auf die See hinaus. Sie entdeckten dabei einander auf den verschiedenen Erdteilen – doch die Tiefen der Meere, denen vor Jahrmillionen das Leben auf den Kontinenten entstiegen ist, blieben ihnen bis in unser Jahrhundert hinein verschlossen.

„Ausgerüstet nunmehr mit Tiefseesonden und modernen Tauchapparaten, kehrt der Mensch erst in den letzten Jahrzehnten an die Wiege seiner Existenz zurück", sagt Professor Brechowskich. „Aber eine Besiedlung des Weltraums scheint leichter als das Vordringen in die Tiefen der Weltmeere. Dort herrschen nicht nur gewaltige Drücke, sondern auch ewige Finsternis. Und das ist das Hauptproblem: Der Mensch, hierhin verschlagen, stände seiner Umwelt blind gegenüber – wäre plötzlich einem seiner wichtigsten Sinne, dem Sehvermögen, beraubt!" Denn der Lichtstrahl, welcher doch noch im kosmischen Vakuum ungehindert eine drittel Million Kilometer pro Sekunde zurücklegt, vermag im Wasser dagegen nicht mehr als wenige Dutzend Meter vorzudringen. Selbst eine starke Laserquelle ist machtlos, auch ihr Licht wird sofort gestreut und absorbiert und ist im Meer spätestens nach dreihundert, vierhundert Metern vollständig verloschen. Den Funkwellen ergeht es nicht anders.

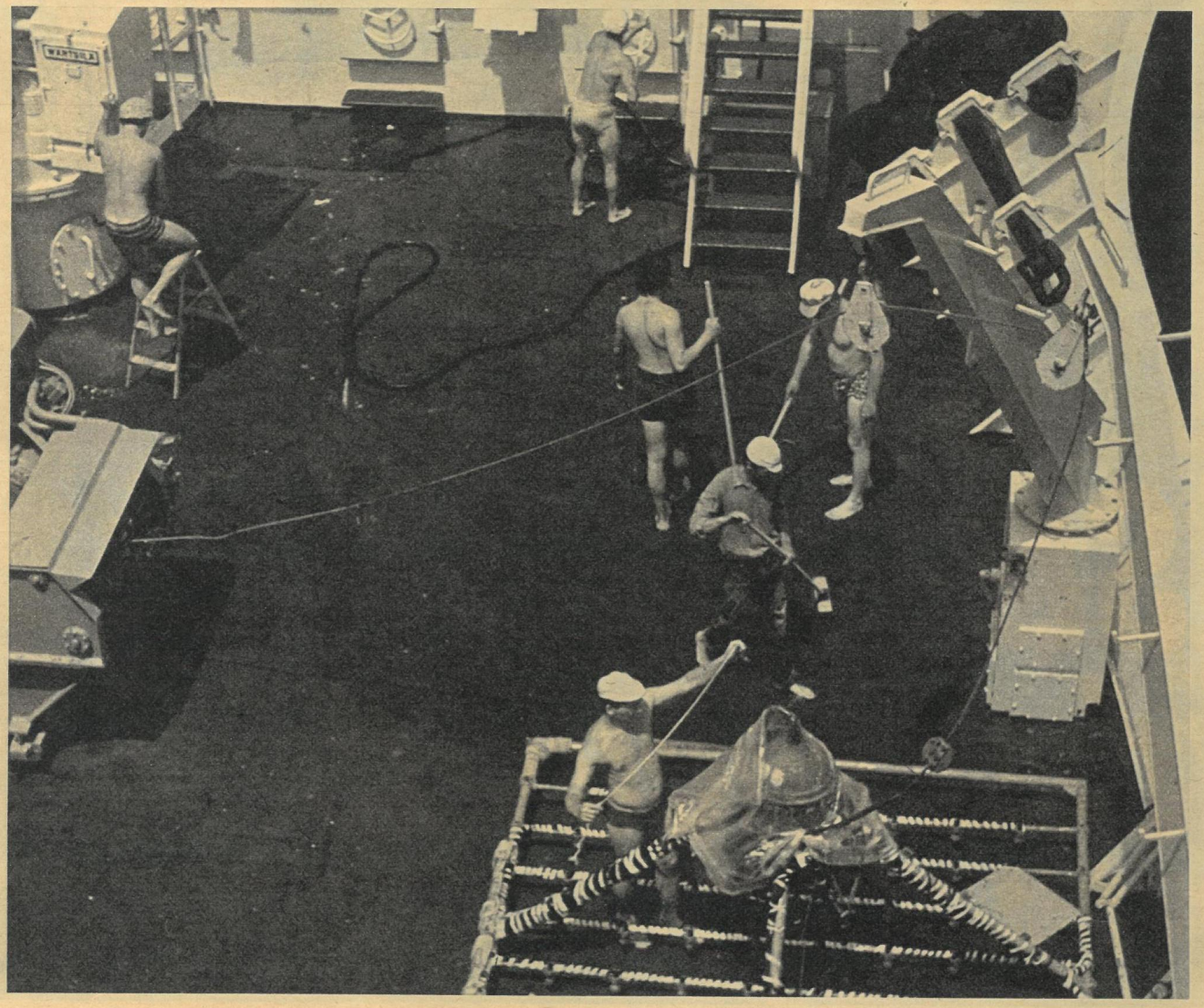
„Das liegt in der physikalischen Natur all dieser elektromagnetischen Strahlung", sagt Professor Brechowskich. „Anders jedoch der Schall! Das Geräusch selbst einer sehr schwachen Unterwassertestsprengung konnte bei unseren Messungen noch in 22 000 Kilometer Entfernung registriert werden." Die Schallwellen ersetzen im Meer im gewissen Sinne die Lichtstrahlen der übrigen Welt: Das malerische Spiel der Farben in der Atmosphäre weicht unter dem Wasserspiegel einem Konzert der Töne...

„Sie brauchen nur ein empfindliches Spezialmikrophon, ein Hydrophon, ins Wasser zu hängen", beschreibt Professor Brechowskich dies, „und schon prasselt aus dem angeschlossenen Lautsprecher an Bord des Forschungsschiffs eine einzigartige Kakophonie." – Eine...? – „Ja, ein mißlicher Vielklang, wie das die Akustiker bezeichnen. Ein großer Teil dieser Töne stammt vom Wasser selbst. Die Winde quirlen den Meeresspiegel auf, und unter der Oberfläche zerplatzen die Luftbläschen, was sich wie das ‚Singen' eines siedenden Teekessels anhört. Schnelle Druckschwankungen in der Atmosphäre werden unter Wasser als eine niedrigfrequente Schallwelle empfunden. Ständig kommt es in der Erdrinde auch zu tektonischen Veränderungen, finden Erdbeben und Vulkaneruptionen statt, die in den Weiten der Ozeane nicht ohne ‚Widerhall' bleiben..."

Der maritime Lebensraum ist also nichts für stille Gemüter? „Wenn Sie damit die Lärmbelastung meinen, sicherlich. In den Meeren wird es von Jahr zu Jahr lauter. Immer mehr Schiffe befahren die Routen, wobei die Geräusche ihrer Schrauben und technischen Aggregate dem Getöse an einer Autobahn in nichts nachstehen. Nur, daß sie unter Wasser noch in Tausenden Kilometern Entfernung in gleicher Stärke zu hören sind! – Doch auch zu früheren Zeiten ging es in den Weltmeeren vielleicht harmonischer, aber nicht viel stiller zu. Denn die Meeresbewohner selbst sind alles andere als eine ruhige Gesellschaft! Alle schlagen sie nämlich auf diese oder jene Weise Lärm. Beispielsweise die unscheinbaren Kleinkrebse: Wo sie in größerer Zahl zusammenkommen, hat man am Lautsprecher den Eindruck, als würde in einem geschlossenen Raum ein Übungsschießen mit mehreren Maschinengewehren gleichzeitig veranstaltet werden. Geräuschvoll geht es auch bei den Langusten und Seeigeln zu. Und natürlich bei den meisten Fischen. Nicht von ungefähr haben die Wissenschaftler einer Fischfamilie sogar den Namen ‚Trommelfische' gegeben..." Viel Lärm aber um nichts, Geräusche ohne tieferen Sinn? „Sagen Sie das nicht! Es ist heutzutage wissenschaftlich bewiesen, daß beispielsweise die Delphine über eine richtige Sprache verfügen. Die kurzen Töne, die man aufzeichnen konnte, dienen ihnen zur Orientierung, gewissermaßen zum ‚Sehen', die komplexeren Signale aber dem Informationsaustausch miteinander. Dann das Beispiel der Faltenwale: Sie singen ganz eigenartige Melodien, die unserem Gehör ohne Hilfsmittel zugänglich sind. In jedem Meeresgebiet ist es für alle Wale das gleiche Lied – eine Art Hymne, die aber je-



Akustische Meßbojen (Foto oben) registrieren meist nur ein eindimensionales Signal. Mit dem von sowjetischen Hydroakustikern erfundenen Rahmen (Foto unten), der 64 Schallsonden trägt, bekommt man ein Relief der Schallamplituden, welches den Meeresboden in seiner gesamten Struktur widerspiegelt.



des Jahr geändert wird. Und was das frappierendste ist: Spielt man die Bandaufzeichnung einer solchen Melodie auf einem Recorder mit vierzehnmal schnellerer Geschwindigkeit ab, glaubt man, eine Nachtigall schlagen zu hören!"
„Der Unterwasserlärm und die ‚Gesprächigkeit' der Meeresbewohner sind ein arges Handikap, wenn man den Schall im Wasser für Forschungs- und technische Zwecke nutzen will", sagt der Professor. „Die ausgesandten Signale werden davon manchmal völlig verschluckt, gehen buchstäblich in dem Trubel unter..."

Test auf Leben und Tod

Von Fahrten aufs Meer hatte Leonid Brechowskich schon als Junge geträumt, doch bisher kannte er es nur aus den Erzählungen anderer und von Filmen („Denn mich zog es während des Studiums an die vorderste Front der Wissenschaft, und das war damals die theoretische Physik!"). Er war Aspirant am bei Kriegsbeginn nach Kasan evakuierten Moskauer Physikalischen Institut und hatte im Oktober 1941 gerade seine Dissertation zu theoretischen Problemen der Streuung von Röntgenstrahlen verteidigt, als ihn die Heimat rief. „Schon wenige Tage nach dem heimtückischen Überfall auf unser Land", erinnert sich Professor Brechowskich, „trafen im sowjetischen Hauptquartier die ersten streng geheimen Hinweise ein, daß die faschistische Flotte vor unseren Häfen eine neue Art von Magnetminen einsetzt. Deren Zünder ließ sich elektromagnetisch nicht mehr fernzünden und besaß offenbar eine akustische Sperre, die erst ansprach, wenn sich ein Schiff in unmittelbarer Nähe befand. Eine Gruppe von Physikern unter Leitung des korrespondierenden Akademiemitglieds Nikolai Andrejew, zu der auch ich gehörte, bekam den Sonderauftrag, das Geheimnis der teuflischen Waffe, koste es was es wolle, zu enträtseln und schnellstens Methoden zu entwickeln, wie man sie unschädlich machen kann..."
„Jeder verlorene Tag konnte Hunderten Matrosen und unschuldigen Frauen und Kindern auf den Versorgungsschiffen das Leben kosten", fährt der Wissenschaftler fort. „Obwohl die Idee eines akustischen Zünders damals nicht neu war, gab es in der gesamten Literatur keinerlei Materialien dazu. Wir bauten das Modell eines ‚akustischen Trawlers', in dem Schallwellen ‚nach Maß' mit einer metallischen Platte erzeugt werden, die von einer elektromagnetischen Vorrichtung automatisch in periodische Schwingungen versetzt wurde. Und wir ermittelten durch detaillierte Messungen das ‚Schallfeld' der verschiedenen Schiffe. So stellten wir fest, daß gerade jene Schallwellen, auf deren Frequenzen mit großer Wahrscheinlichkeit die Zünder der Faschisten eingestellt waren, im Wasser schnell abebben – weshalb die Minen fast ausschließlich genau unter dem Schiff explodierten. – Als unsere Gegenmaßnahmen ausgearbeitet waren, hatten wir keine andere Wahl und testeten unser System ‚auf Leben und Tod' im vom Feind verminten Gebiet. Ich zitterte am ganzen Körper vor Freude, als sich unsere Berechnungen bestätigten und die Minen in sicherem Abstand von unserem ‚akustischen Trawler' gleich reihenweise hochgingen!"
Die damals begonnenen Arbeiten zur Schaffung einer Theorie der Ausbreitung von Schallwellen im Meer bildeten nicht nur das Fundament für die sich in den Nachkriegsjahren anschließende, bis heute andauernde Erforschung der akustischen Eigenschaften der Meere und Ozeane. Sie wurden zu einer neuen Richtung friedlichen Forschens, wo die Sowjetwissenschaft Pionierleistungen vollbracht hat: der Meeresakustik.

Im Gespräch mit FREIE WELT: Akademiemitglied Leonid Brechowskich, im Präsidium der Akademie der Wissenschaften der UdSSR verantwortlich für die gesamte sowjetische Meeresforschung.

Das Meer ruft

Ohne Motorkraft und wie ausgestorben treibt die „Akademik Mstislaw Keldysch" – das modernste und größte unter den sowjetischen Forschungsschiffen – dahin. Der Ozean ist glatt wie ein Teich. Fern jede Küste und das Getöse der Brandung. Ein leichtes Wasserkräuseln nur in unmittelbarer Nähe des Schiffsrumpfs, wo sich die Wellen brechen. Nicht ohne Grund nannte man diese dreißiger Breitengrade der nördlichen Halbkugel einst die „Roßbreiten". Tage- und manchmal wochenlang kann hier Windstille herrschen. Das brachte seinerzeit die Segelschiffer in Bedrängnis. Wenn sie mit ihren Pferdetransporten festsaßen, mußten die verendeten Tiere schließlich über Bord geworfen werden. Auch das Forschungsschiff hat in den vergangenen Tagen manches dem Meer übergeben: Verschiedene Bojen wurden ausgesetzt und auch Tauchstationen...
„Für die akustische Sondierung einer Meeresregion brauchte man früher mindestens zwei Schiffe", erläutert Professor Brechowskich. „Denn in welcher Weise eine Schallwelle das Wassermassiv durchläuft, zu welchen Teilen sie absorbiert oder reflektiert wird, hängt von seinem Zustand und den ihn charakterisierenden Parametern ab: der Wasserdichte, den Strömungsgeschwindigkeiten und der Temperatur in der jeweiligen Meeresregion. Das ‚Echo' ermöglicht sogar, sich mit Hilfe von Computern ein regelrechtes Bild vom Meeresgrund zu machen. Für solche Messungen wird auf einem Schiff die Schallquelle installiert und auf dem anderen der Empfänger. Uns aber stand mit der ‚Keldysch' erstmals nur ein einziges, wenn auch hervorragend ausgerüstetes Schiff zur Verfügung. Den Schallempfang übernahmen automatische Unterwasserstationen und Tauchbojen. Wo wir sie ausgesetzt hatten, sanken sie in die Tiefe und registrierten dort die Geräusche auf Magnetband. Später kehrten wir zu den Abwurfstellen zurück und lösten die Verankerung durch ein speziell codiertes akustisches Signal automatisch..."
Wie wird es weitergehen?
„In Kürze schon", sagt der Meeresakustiker, „werden wir über Meßkomplexe verfügen, mit denen man – ähnlich wie ein Arzt bei der Computertomographie – die Wassertiefen über Millionen von Quadratkilometern hinweg ‚scheibchenweise' ausloten und die Bodenschätze des Meeresgrundes bis ins letzte Detail auf Computern als optisches Bild sichtbar machen kann."
Und der Gelehrte betont: „Vorerst leben wir Menschen noch an den Ufern der großen Wasser. Daß die Ozeane die Völker nicht trennen, sondern verbinden mögen, muß unser ganzes Streben sein. Denn es ist die Stimme des Meeres selbst, die uns mahnt, diese Quelle gewaltiger Reichtümer für das Leben in der Zukunft nicht zu verspielen!"

Fotos: J. Shitkowski, V. Billeb (1)

Im nächsten Heft:

Bunte Stadt an der Elde

Wer kennt denn schon Grabow...? Dritter Beitrag unserer Serie, in der wir Kleinstädte der DDR vor dem XI. Parteitag der SED vorstellen.

Foto: L. Willmann

Mit Herz und Verstand

FREIE WELT sprach mit Professor Jewgeni Tschasow, dem international bekannten sowjetischen Kardiologen und einem der Vorsitzenden der Vereinigung „Ärzte der Welt für die Verhinderung eines Atomkrieges", die unlängst mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet wurde.

Kohle durch die Röhre

Ein Transportmittel für die Zukunft bis ins nächste Jahrtausend: Containerzüge, die in Rohrleitungen lebenswichtige Güter über große Entfernungen ins Ziel bringen.

Titelrolle und Regie

Sergej Bondartschuk dreht zur Zeit einen Film nach Puschkins Drama „Boris Godunow", in dem er die Titelrolle spielt und Regie führt. FREIE WELT unterhielt sich in Moskau mit dem weltberühmten Künstler.

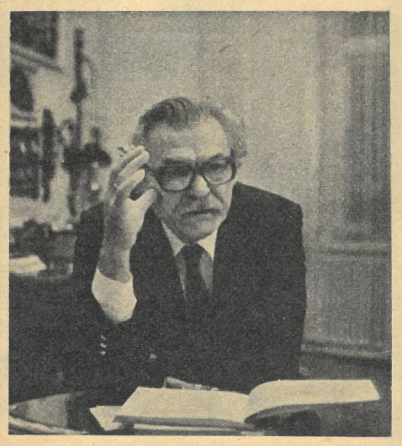


Foto: V. Billeb

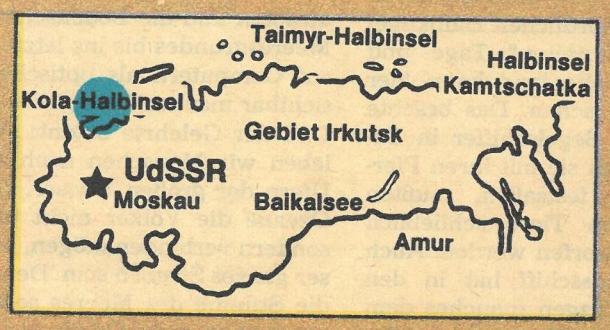
Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT

Illustration: Klaus Müller

Mai 1986

M	D	M	D	F	S	So
			1	2	3	4
5	6	7	8	9	10	11
12	13	14	15	16	17	18
19	20	21	22	23	24	25
26	27	28	29	30	31	



Juni 1986

M	D	M	D	F	S	So
						1
2	3	4	5	6	7	8
9	10	11	12	13	14	15
16	17	18	19	20	21	22
23	24	25	26	27	28	29
30						

Liebe Mädchen und Jungen! Die FREIE WELT-Märchenserie – Text auf Seite 42 – will Euch mit den kleinen sowjetischen Völkerschaften bekannt machen. Wenn Ihr die sechs Teile sammelt, könnt Ihr Euch am Jahresende einen Kalender basteln; die Schnur zieht Ihr durch die beiden angedeuteten Löcher. Und wenn Ihr jedes Mal mitmacht, habt Ihr ein Märchenbuch, das immer dicker wird. In diesem Jahr stellen wir Euch Völker vor, die im hohen Norden, in Zentralasien und im Fernen Osten wohnen. Es sind: die Jukagiren, Tofalaren, Saamen, Orotschen, Nganassanen und Nanaier.